

PT
2453
R6D7
Bd.3
Abt.1



Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

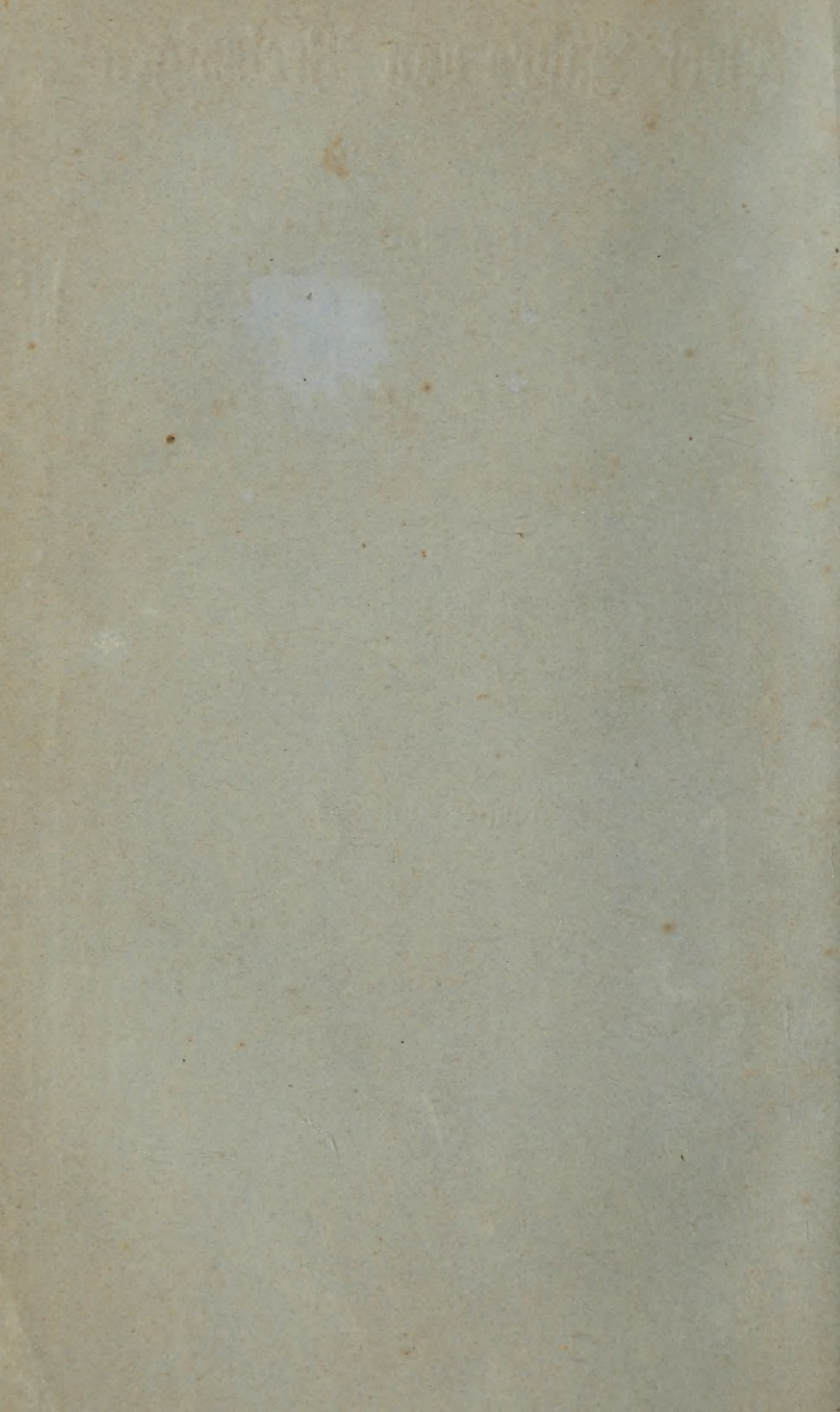
Ludwig Rellstab.

Fünf Bände.

Fünfter Halbband.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.



Drei Jahre von Dreissigen.

Dritter Band.

Erste Abtheilung.



R. L.



Drei Jahre von Dreissigen.

LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

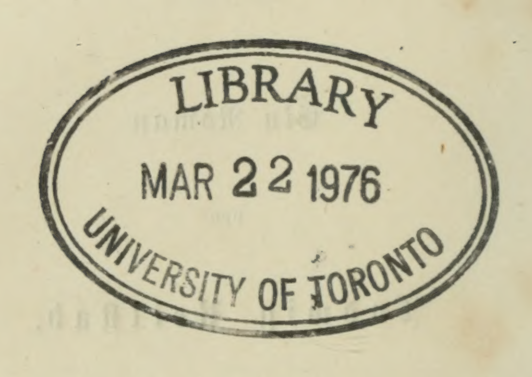
Dritter Band.

Erste Abtheilung.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.



Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung ins Englische, Französische und in andere Sprachen vor.

PT
2453
R6D7
Bd. 3
Abt. 1

Siebzehntes Buch.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dreijahrevondrei03rell

Erstes Capitel.

Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz ging mit seiner Gemahlin auf der Terrasse des heidelberger Schlosses in eifrigem Gespräch auf und nieder.

„Ew. Liebden sind wirklich zu unschlüssig“, sagte die Kurfürstin französisch, und etwas förmlich, wie sie immer pflegte, wenn sie eifrig wurde, „hier wo des Himmels Winke so klar sind! Wie auch in seiner letzten Rede der würdige Doctor Scultetus so einleuchtend dargelegt hat!“

„Er hat kein Wort von dieser Sache gesagt, meine Liebe“, antwortete der Kurfürst.

„Mit Namen hat er sie allerdings nicht bezeichnet, aber doch so scharf darauf hingedeutet“, erwiderte die Kurfürstin, „daß Niemand ihn misverstehen konnte! — Sagte er nicht zum Beispiel: «So der allmächtige Herrgott uns einen Schatz auf unserm Wege finden ließe, sollten wir ihn nicht aufheben? Sollten wir es nicht als einen Wink betrachten, daß er unserer Hand vertraut, wir werden ihn gut verwalten, mit dem Pfunde reichlich wuchern?»“

„Ei, sieh doch, meine Liebe“, erwiderte der Kurfürst lächelnd, „wie geläufig du bereits das Deutsche sprichst!“

„Ich spreche nur nach, was ich gehört!“

„Allein so genau und hurtig“, scherzte der Kurfürst, „daß ich eine echte Heidelbergerin zu hören glaube!“

„Ach, Ew. Liebden, mir ist gar nicht scherzhaft zu Sinn ....“

„Ei, meine Liebe“, unterbrach sie der Kurfürst; „wer sagt dir, daß ich scherze! Allein ich meinte, du wollest scherzen mit diesem feierlichen «Ew. Liebden» wie vor unserm Hochzeittage!“

„Ew. Liebden weiß“, entgegnete die Kurfürstin etwas empfindlich, „daß ich, wenn ich ernst und von Geschäften rede, die häusliche Vertraulichkeit nicht recht an ihrer Stelle finde. Zumal wenn ich französisch spreche. Ich kann in dieser Sprache nicht Du sagen!“

„Ich weiß, meine Liebe, daß du etwas förmlich zu mir wirst, wenn du empfindlich bist“, erwiderte der Kurfürst freundlich, „sonst gelingt dir das Du im Französischen auch zuweilen! Nicht wahr!“ Und er legte vertraulich den Arm um ihren Leib.

„Ich leugne es nicht, ich empfinde es schmerzlich“, antwortete Elisabeth mit kaum unterdrücktem Weinen, „daß dir der Muth fehlt, die Hand nach einer Königskrone auszustrecken, da du ihn doch hattest, um nach einer Königstochter zu greifen!“ *)

„Elisabeth! Der Muth fehlte mir?“ rief Friedrich verletzt, „soll ich nicht reiflich erwägen, was so gefahrvoll ist?“

„Und ist es denn noch nicht reiflich genug erwogen? Seit dem Mai, wo der Kanzler hier war — und jetzt haben wir August!“

„Liebe Elisabeth, ist es zu viel, drei Monate zu prüfen,

---

*) Historisch.

was unser ganzes Leben entscheiden soll?" fragte Friedrich und sah sie liebevoll an, da er fühlte, daß er ihrem Zürnen wie ihren Thränen nicht zu widerstehen vermöchte.

„Wenn es ein Uebel, ein Kampf, eine schwierige Unternehmung wäre!" sagte die Kurfürstin lebhaft. „Allein du besinnst dich, ein Glück sondergleichen, Macht und Ehre als Geschenk anzunehmen! Nur weil es vielleicht auch einen Kampf geben könnte! — Und wenn auch! Willst du weniger muthig sein als ich? Ich bleibe bei Dem, was ich dir von Amberg geschrieben, als ich zuerst die Kunde von den geheimen Unterhandlungen erhielt. Es war nicht unbedacht, keine bloße Aufwallung; es war mein fester Entschluß, denn ich fühle königliches Blut in meinen Adern und deshalb will ich königlich handeln! — Ich habe Gottes Wink erkannt, der Alles auf Erden leitet. — —"

„Ja, so schriebst du, liebe, feurige, muthige Elisabeth", unterbrach sie der Kurfürst.

„Und ich würde nie anders denken, noch sprechen, noch schreiben", antwortete sie. „Was ich dir damals schrieb, rufe ich dir auch jetzt zu: «Nimm die Krone an! Ich folge mit dir dem göttlichen Geheiß und leide und trage, was der Himmel sendet! Alles, was ich vermag und habe, will ich für die Erfüllung des hohen Berufs einsetzen!»"

„Elisabeth!" rief Friedrich feurig und umschlang die junge, reizende Gemahlin mit der Wärme des Danks und der Liebe.

„O glaube mir, Friedrich", sagte sie innig und vergaß jetzt das frostige „Ew. Liebden", „glaube mir, es ist ein hohes Glück, was dir die Gnade Gottes zuwendet. Du wirst eine der schönsten Kronen tragen, die Deutschland darzubieten vermag; das edelste, tapferste Volk beherrschen! Dir wird der hohe Beruf eines Schutzherrn des echten gereinigten Glaubens! Gottes Segen wird über dir und mit

dir sein! Die Freiheit des Gewissens, die Reinheit der Andacht beschirmst du vielen Hunderttausenden, die seit zweihundert Jahren dafür gekämpft und vergeblich danach gerungen haben, sich die ungestörte Uebung dieser heiligen Rechte zu gewinnen. Immer neu siegend, aber immer neu wieder unterdrückt durch Arglist, Misbrauch des Vertrauens und der Gewalt, werden sie endlich frei athmen und glücklich sein durch dich! Du wirst der Hort der Kirche sein, die du bekennst, und es wird erfüllt werden, was Scultetus sagte mit Bezug auf dich: «Heil Denen, die die ewige Krone erwerben können durch eine glanzvolle irdische! Sie hat Gottes Gnade auserwählt und reichen Segen über sie geschüttet!»"

Der Kurfürst staunte über den Strom ihrer Rede. Nie hatte er seine junge Gemahlin, die sich stets mit heitern Lebensangelegenheiten beschäftigte und die ernsten gern vermied, in einem solchen Feuer gesehen. Im ersten Augenblick hinderte ihn die Ueberraschung, zu erkennen, daß dieser Aufschwung kein so ganz unvorbereiteter war, sondern daß Scultetus seinen geistlichen Einfluß sehr stark ausgeübt hatte, um der Kurfürstin diese Gedanken, die freilich ihrem Sinn und Worten ganz entsprachen, in so geläufige Form zu bringen.

Da trat die verwitwete Kurfürstin Luise Juliane, Friedrich's Mutter, aus der Schloßkirche, wo sie eben ihr Gebet verrichtet hatte, auf den Altan.

„Laß es gut sein, Elisabeth", sagte daher der Kurfürst rasch und etwas betreten; „dort kommt meine Mutter; du weißt, sie ist anderer Ansicht und voller Sorge über diese Sache."

„O ich weiß, ich weiß", antwortete Elisabeth, und ihre Züge drückten eine Mischung von Bitterkeit und Spott aus.

Sie zog ihren Arm aus dem des Kurfürsten zurück, ging, getäuscht über die Wirkung ihrer begeisterten Rede, unmuthig an den Rand des Altans und blickte auf die Gebüsche unter ihr hinab. Unwillkürlich drängte sich ihr die Erinnerung an den Vorfall vor drei Monaten auf, als sie ihren Handschuh verlor und der wilde Herzog Christian von Braunschweig ihn so keck heraufholte. „Wenn Friedrich so entschlossen wäre!" dachte sie und die Thränen traten ihr ins Auge, „so würde ihm die Königskrone nicht entgehen! Seinetwegen habe ich Ansprüchen, wie meine Geburt sie mir gibt, entsagt, und jetzt, wo ich sie wieder erwerben kann — wo das Glück vor seinen Füßen niederfällt, hat er nicht den Muth es aufzuheben, weil er fürchtet, sein Geschenk gegen den Neid Anderer vertheidigen zu müssen."

Während sie in diese und ähnliche Gedanken versenkt, achtlos in die Landschaft hinausblickte, war der junge Kurfürst seiner würdigen Mutter entgegen gegangen und hatte ihr ehrfurchtsvoll die Hand geküßt.

„Hast du einen Zwist mit ihr gehabt?" fragte die Kurfürstin leise und ließ einen Blick auf ihre Schwiegertochter hinübergleiten.

„Ich denke nicht, theure Mutter. Allein du weißt, wie lebhaft sie ist, wenn sie für etwas spricht, das ihr am Herzen liegt!"

„Hm!" summte die Kurfürstin und wiegte das Haupt, als wolle sie sagen: „O ich verstehe!" Doch sie sprach diese Worte nicht aus, sondern sagte nur nach einiger Zeit: „Hast du Nachrichten von Wichtigkeit erhalten, Friedrich?"

„Es hat sich noch nichts Weiteres entschieden", erwiderte er.

„Entschieden? Was denn?"

„Ich meine in der böhmischen Sache", erwiderte der

Kurfürst etwas verlegen. „Auch nicht in Frankfurt“, setzte er rasch hinzu, um nicht allein an jene Angelegenheit gedacht zu haben. Und doch standen beide in dem innigsten Zusammenhange, denn in Böhmen handelte es sich um die Wahl eines neuen Königs, in Frankfurt um die eines neuen Kaisers. Dort hatte Ferdinand bereits eine Königskrone verloren, hier hegte er die Hoffnung, eine Kaiserkrone dafür zu gewinnen.

„Du hast mit mir noch nicht über die Nachrichten aus Prag gesprochen, die dich gestern so beschäftigten, lieber Sohn“, nahm die Kurfürstin in einem Tone sanften Vorwurfs wieder das Wort. „Allein ich bekenne dir, ich war soeben in der Kirche, um mein Gebet zum Himmel zu senden, daß er dir in dieser wichtigen Angelegenheit die höchste Gnade verleihen möge, die man von seiner Huld empfangen kann. Die Gabe, um die König Salomo flehte: «Ein weises Herz!»“

Der Kurfürst fand sich etwas empfindlich berührt durch die Worte seiner Mutter. Ein schwankender Charakter wie er war, ohne Sicherheit eigenen Entschlusses, hielt er der Mutter gegenüber gerade die Ansicht fest, die er seiner Gattin gegenüber angriff.

„Um ein weises Herz“, sprach er nach einer Pause, „bitte ich den gnädigen Gott alle Tage, Frau Mutter; aber ich glaube, ein weises Herz muß auch ein muthiges sein! Ihr verlangt, ich solle zaghaft zurücktreten, wo sich mir der Weg zu Ruhm und Macht öffnet und wo ich berufen werde, der Streiter für unsern gereinigten Glauben zu sein.“

„Nein, Friedrich“, sprach die Kurfürstin mit Würde, „das verlange ich nicht, daß du ein muthloses Herz habest. Es würde einer Tochter Wilhelm's von Oranien

schlecht anstehen, ihrem Sohne Zaghaftigkeit zu predigen. Allein dein Großvater prüfte mit Vorsicht, bevor er mit unerschütterlicher Entschlossenheit handelte. Prüfe so sorgsam wie Wilhelm von Oranien, und dann handle so kühn wie er. Der Graf Egmont war ihm an Muth gleich, aber nicht an Vorsicht! Das entschied sein Schicksal!"

Es trat eine große Pause ein. Friedrich, der seine Mutter verehrte und seine Gattin liebte, hatte eine harte innere Prüfung zu bestehen. Seine ehrgeizigen Wünsche griffen nach der Krone Böhmens, sein Rechtsgefühl, das er vergeblich durch Vorwände zu täuschen suchte, widerstrebte der Lockung. Gegen das Drängen seiner Gattin erwachte dieses in ihm, bei den Abmahnungen seiner Mutter verstärkte sich jene. Doch war, im Ganzen gewogen, der Reiz bei ihm größer als das Bedenken, und die Frage um den Ausschlag legte noch immer ein starkes Gewicht in die Wagschale der letztern.

„Was hast du eigentlich aus Prag erfahren, lieber Friedrich", nahm die Mutter wiederum das Wort; „ich weiß, du warst mit Rippell lange in Berathung."

„Es ist noch nichts entschieden, liebe Mutter", antwortete der Kurfürst, in welchem bei ihrem wieder milder gewordenen Tone auch sogleich wieder die kindliche Liebe die allein herrschende Empfindung wurde. „Der Landtag ist nur darüber einig geworden, daß er den König Ferdinand der Krone für verlustig erklärt hat."

„Also offener Aufruhr! Entsetzung des Königs! Der äußerste Act der Empörung gegen ihren angestammten und zugleich erwählten Herrscher!" rief die Kurfürstin in frommer Entrüstung.

„Eins von beiden, theure Frau Mutter", entgegnete der Kurfürst, „ist doch nur möglich; angestammt oder er-

wählt. Ist er das erste, so bedurfte er des letztern nicht, und ist er erwählt, so gibt es keinen angestammten König für Böhmen."

„O, mein Sohn, sage das nicht", antwortete die Kurfürstin, „seit vielen Geschlechtern hat das Haus Habsburg die böhmische Krone getragen!"

„Und ebenso viele Könige haben aus andern Geschlechtern in Böhmen regiert. Das Haus Habsburg hat vergessen und will vergessen, daß Böhmen ein Wahlreich ist. Und das eben ist die Frage, über welche jetzt entschieden ist. Die böhmischen Stände, zu denen sie diesmal, weil es einem so wichtigen Gegenstande galt, auch die schlesischen und mährischen gezogen, haben das Wahlrecht Böhmens neu festgestellt. Und sie erheben gerechten Protest gegen die Gültigkeit der Wahl des Königs Ferdinand. Aus doppeltem Grunde: weil nicht gesetzmäßig dabei verfahren wurde, und weil der König die Bedingungen, an die seine Wahl geknüpft war, gebrochen hat!"

„Friedrich! Wenn Ferdinand dir thäte, wie du ihm, dir deine Krone raubte!"

„Ich raube sie ihm nicht! Er besitzt sie nicht mehr! Darüber hat der böhmische Landtag entschieden! Das war die Nachricht, die ich empfangen. Der Thron ist erledigt; es handelt sich nur darum, wer ihn besteigen soll. Und soll ich dabei nicht in die Schranken treten?"

„O, mein Sohn! Belade dein Haupt nicht mit ungerechtem Gut, taste fremdes Eigenthum nicht an!" sagte die Kurfürstin in bittendem und warnendem Tone.

„Nehme ich es denn gewaltsam? Dränge ich nur danach?" fragte Friedrich. „Es wird mir dargeboten!"

„Darfst du fremdes Gut als Geschenk annehmen? Hat Jemand ein Recht, es zu verschenken?"

„Böhmen verfügt, als sein eigener Herr, frei über sich selbst. — Es schwankt nur noch zwischen verschiedenen Fürstenhäusern. Und ist das unsere nicht alt, edel, fürstlich genug, um nach solchem Ziele zu streben? Der Ahnherr der Habsburger war ein einfacher Graf der Schweiz und streckte die Hand nach der Kaiserkrone aus, und seine Enkel tragen sie noch!"

„Und wenn derjenige seiner Enkel, dessen Königskrone du zu tragen denkst, nun bald ebenfalls die Kaiserkrone trüge? Würde er nicht als Kaiser, als Oberhaupt des Reichs, alle Reichsfürsten auffordern, die an Einem von ihnen verübte Unbill zu strafen? Der deutsche Kaiser wird den entthronten König von Böhmen in Schutz nehmen; darauf verlasse dich, Friedrich. Und wenn nicht alle, so wird doch die Mehrzahl der deutschen Reichsfürsten ihm zur Seite stehen. Denn was sie Einem unter ihnen ungestraft geschehen lassen, das kann auch die Andern treffen!"

Friedrich fühlte die Wahrheit dieser Einwürfe und sah ein, wie nahe und wahrscheinlich ihre Erfüllung sei. Dennoch entgegnete er: „Es werden so viele Reichsfürsten auf meiner Seite sein wie auf Ferdinand's, falls es ihm wirklich gelingt, die Kaiserkrone zu erwerben. Allein ich zweifle noch!"

„Und wenn dem so wäre, mein Sohn, denke an den furchtbaren Kampf, der sich daraus entzünden würde, an das Blutvergießen, dessen Ende kein Auge abzusehen vermöchte!"

„O, Mutter! Ihr wollt finster in die Zukunft sehen! Ihr wollt nicht sehen, was sie Großes und Glänzendes bringt! — Hätte Euer Vater so gedacht, wie Ihr von Eurem Sohne fordert, wären dann die Niederlande des spanischen Druckes ledig geworden?"

„Mein Sohn!" rief die Kurfürstin und richtete sich edel

empor, „verwechsele deine Sache nicht mit dieser großen eines ganzen Volks! Da galt es Aller Leben und zeitliche Güter einzusetzen für die höchsten geistigen, für Freiheit und Glauben! Da hatten die Edlen und Fürsten nur die Wahl, unter eines Alba Henkerbeil zu fallen oder ruhmvoll mit dem Schwerte in der Hand! Jeder Tropfen Blutes, der in diesem Kampfe geflossen ist, hat eine Martyrkrone erworben. Das war Opferblut auf dem Altar des Herrn! Es befleckt keine Stirn, lastet auf keiner Seele! Meines Vaters Lorber grünte frischer, genetzt von diesem Blut, und der Denkstein seines Ruhms erhebt sich reiner aus dieser blutgedüngten Erde! — Wähnst du, das von dem Kampfe hoffen zu können, den du zu entzünden im Begriff bist?"

„Ist Böhmen nicht ein Land, das schweren Druck erduldet hat?" antwortete Friedrich aufwallend. „Ist es nicht aufgestanden für seinen Glauben, für seine Rechte! Hat es die eiserne Hand der Unterdrücker, die finstre Herrschaft der Mönche, die arglistige der Jesuiten nicht tragen müssen gleichwie die Niederlande? Für was hat denn der Böhme das Schwert gezogen als für die Vertheidigung verbriefter Rechte und des von den Vätern überkommenen Glaubens? Der Kampf dort ist ein so heiliger wie der der Niederländer! Ich entzünde ihn nicht, schon seit Jahr und Tag lodern die Flammen wieder hell gen Himmel auf aus der Glut, die seit Jahrhunderten unter der Asche glimmt, weil mönchische Tücke sie unablässig nährte und anfachte! Das Blut, das jetzt in Böhmen fließt, wird nicht auf mein Haupt kommen, sondern auf das Haupt Derer, die durch übermüthigen Druck die Nothwehr der Verzweiflung aufgerufen haben."

„Mein lieber Sohn!" begann die Kurfürstin wieder,

nachdem sie einen tiefen, innern Kampf gekämpft. „Du glaubst dir selbst nicht! Es ist wahr, den Böhmen ist viel Unbill geschehen und ich verurtheile sie nicht, daß sie offene Gewalt gebraucht haben, um ihre Rechte zu bewahren. Doch es ist ihnen auch die Hand der Versöhnung geboten worden. So weit ist es in Böhmen nie gegangen wie in meinem Vaterlande! Einzelnes Unrecht, ja, ich will es sogar Verbrechen nennen, ist, wie es überall geschieht wo Leidenschaften gegeneinander kämpfen, in Böhmen geübt, sogar oft wiederholt worden. Ist aber das ausreichend, um im ganzen Lande die blutige Fahne der Empörung zu schwingen? Jede Ehrfurcht, jeden Gehorsam aufzukündigen gegen die Majestät des Königs und des Kaisers? Alle Vorschläge der Begütigung zurückzuweisen, den Funken der Zwietracht immer neu anzufachen, statt ihn zu löschen? O, mein Sohn, glaube mir, der älteren Frau, die viel schwere und wildbewegte Zeiten gesehen hat, an solchen Thaten haben Ehrgeiz, Herrschbegier und Habsucht Einzelner ebenso großen und größern Antheil als die gerechte Nothwehr des Volkes! So rein ist der Böhmen Sache nicht, daß du dein Leben und deine Krone dafür einsetzen solltest!“

Friedrich wollte antworten; doch ein Diener trat auf den Altan und meldete den Rath Camerarius.

„Schon aus Frankfurt zurück?“ rief der Kurfürst freudig überrascht; „ich erwarte ihn; sogleich, hier.“

„Ich will in den Geschäften nicht stören“, sprach die Kurfürstin; „nur die Mutter darf zu ihrem Sohne sprechen; die Witwe des dahingeschiedenen Beherrschers hat nicht einzureden in die Thaten und Beschlüsse des gegenwärtigen. Lebe wohl, mein Sohn!“

Friedrich küßte ihr ehrerbietig die Hand; — sie ging.

Zweites Capitel.

Der Rath Camerarius erschien mit einer Mappe voller Papiere unter dem Arme.

Die Kurfürstin Elisabeth, welche sich bis dahin ganz auf dem entferntesten Theile des Altans aufgehalten hatte, um mit ihrer Schwiegermutter, deren Ansicht ihren Wünschen so entgegen war, nicht zusammenzutreffen, näherte sich jetzt gleichfalls. Denn sie hatte es allmälig schon dahin zu bringen gewußt, daß sie fast an allen Geschäftsverhandlungen theilnahm und ihren Einfluß geltend machte.

„Nun, lieber Rath", redete Friedrich den sich ehrfurchtsvoll Verbeugenden an, „Ihr seid zurück? Was bringt Ihr uns aus Frankfurt?"

„Darf ich zuhören, lieber Friedrich", fragte Elisabeth mit dem einnehmendsten Ton und Wesen, „oder sind es Geheimnisse für mich?"

„Gewiß nicht! Nicht wahr, Camerarius? Die Kurfürstin darf unsere Unterredung hören!"

Der Rath verbeugte sich stumm.

„Aber laßt uns Platz nehmen", sprach der Kurfürst. In der einen Ecke des Altans standen mehrere Sessel um einen großen schweren Tisch aus Eichenholz mit vielem künstlichen Schnitzwerk. Dort setzte sich der Kurfürst; seine Gemahlin ihm zur Seite, und der Rath nahm dem fürstlichen Paar gegenüber Platz.

„Ihr habt zwar, wie ich sehe, gleich die Mappe, vermuthlich mit den laufenden Geschäftssachen, mitgebracht, doch

das lassen wir bis nachher; jetzt erzählt mir von Frankfurt. Wie ist dort die Stimmung über die Wahl."

„Gnädigster Herr", erwiderte Camerarius, „entschieden ist die Wahl noch nicht. Allein ich verharre bei meiner Meinung, sie wird auf den König von Ungarn fallen!"

„Sollte das doch der Ausgang sein?" fragte Friedrich nachdenklich.

„Ich kann's nicht denken", rief Elisabeth lebhaft aus.

„Ich habe mich mit vielen einsichtsvollen Herren, unsern wirklichen Freunden besprochen. Sowol in Frankfurt als in Mainz und auch in Darmstadt", erwiderte Camerarius. „Sie alle theilen meine Meinung und glauben mit mir, dies sei das Vortheilhafteste."

„Wenn aber Herzog Maximilian sich dennoch bereit finden ließe, die Krone anzunehmen?" fragte der Kurfürst.

„Möchte mein gnädigster Herr sich nur recht lebendig Dessen erinnern, was wir von München selbst darüber erfahren. Es ist nicht glaublich, daß der Herzog von Baiern seine Gesinnung ändert. Und in diesem Falle hat kein anderer Fürst als König Ferdinand Aussicht, die Stimme zu erhalten. Wir waren vorgestern Abend noch unserer Mehrere in Frankfurt beisammen, um uns nach Ew. kurfürstlichen Gnaden Wunsch über die Angelegenheit zu besprechen und die Meinung und Stimmung so vieler Länder des Reichs zu erfahren als möglich. Doch die allgemeine Meinung war die, welche ich Euch berichtet."

„Wen habt Ihr gesprochen, Herr Rath?" fragte die Kurfürstin.

„In der letzten Versammlung waren aus unserer Gegend der Graf Erbach, der Herr von Berlichingen der Aeltere, der Kammerrath von Gemmingen; dann aus Mainz der Prälat von Dürkheim. Ferner aus Baiern der Graf

Rothkirch und der Freiherr Hans von Thüngen, ein sehr unterrichteter Mann in Staatssachen. Aus Köln der Domherr Graf Westerhold, aus Brandenburg der Herr von Quitzow. Auch noch etliche Andere, als der Schöff von Frankfurt, Herr Effinger, der Rath von Hanau, Niklas Blum, der Graf Rothenburg von Kassel. Gegen Zwanzig, die wir uns hier und dort einzeln gesprochen und berathen hatten."

„Es waren also Männer aus allen Gegenden Deutschlands", sprach der Kurfürst beifällig.

„War aus Böhmen Niemand zugegen?" fragte Elisabeth.

„Niemand, gnädigste Frau Kurfürstin", erwiderte der Rath; „allein ich höre, daß die Böhmen eine Gesandtschaft schicken wollen, um die Kurstimme durch die dreißig Directoren ausüben zu lassen, dieweil sie behaupten, daß der König Ferdinand, den sie des Thrones für verlustig erklärt haben, seine Stimme als Wahlfürst nicht geltend machen dürfe!"

„Und mit vollem Recht, wie ich denke", sagte Elisabeth; „so weit ich wenigstens jetzt Deutschlands Reichsgesetze kenne, wäre es doch nicht möglich, daß ein Fürst eine Wahlstimme für ein Land abgeben könne, wo er nicht mehr regiert."

„Lassen wir das jetzt auf sich beruhen, Liebe", bat der Kurfürst. „Was habt ihr in eurer Versammlung verhandelt?"

„Wir haben die Lage des gesammten Vaterlandes, Böhmens insbesondere, viel und gründlich besprochen. Und das Ergebniß war, daß, Alles in Allem erwogen, König Ferdinand die meiste Bürgschaft für die Ruhe, Sicherheit und Festigkeit des Reiches geben würde!"

„Unglaublich!" rief die Kurfürstin lebhaft aus.

„Gestattet, daß ich Ew. kurfürstlichen Gnaden berichte,

was die Meinung der Herren war. — Es war die erste Frage, ob es rathsam sei, einen protestantischen Kaiser zu erwählen. Anfangs waren wir aus protestantischen Landen dafür, doch die Einwendungen dagegen waren zu erheblich."

„Zum Beispiel?" fragte Friedrich.

„Das Reich, meinten fast Alle, werde dann ganz in Zwietracht zerfallen. Die katholischen Länder, doch an Größe und Volkszahl noch überwiegend, würden so von Mistrauen erfüllt werden, daß selbst, wenn die Fürsten Ruhe und Frieden wollten, es die Bewohner nicht dazu kommen lassen würden. Gegen einen protestantischen Kaiser würden der Papst, Italien, Spanien ihre Feindschaft richten, und selbst auf Frankreich möchte wenig zu zählen sein!"

„Aber auf England", sagte Elisabeth stolz.

„Wenn dann das Reich in sich in Zwietracht läge, dann würden die fremden Hände sich überall ausstrecken und zugreifen."

„Das freilich wäre zu fürchten", sprach Friedrich, „wir haben zu viel der Art schon erfahren!"

„Auch fragte sich's, wen man wählen solle von den evangelischen Fürsten. Ein kleiner Regent würde kein Ansehen haben. Der Kurfürst von Sachsen würde die Krone nicht annehmen."

„Er ist auch zu erzlutherisch und immer den Habsburgern geneigt gewesen", meinte Friedrich.

„Der Kurfürst von Brandenburg", fuhr Camerarius fort, „sei überhaupt nicht der Mann zu solchem schwierigen Amt."

„Und ich", fiel Friedrich schnell ein, „bin dem auch nicht gewachsen. Ihr kennt darüber schon längst meine Ansicht, Camerarius!"

„Wenn ich in deiner Stelle wäre, Friedrich, ich schlüge die Kaiserkrone wahrlich nicht aus“, erwiderte ebenso schnell Elisabeth, und ihr schönes Auge funkelte mit erhöhtem Glanz.

„Demnächst war die Rede von dem Herzog von Savoyen!“

„Er ist zu abenteuerlich, ehrgeizig und ränkesüchtig, der würde das Reich in tausend Verwickelungen bringen“, sagte der Kurfürst entschieden.

„Dieselbe Ansicht sprach sich auch in der Versammlung aus. Graf Rothenburg nannte den König von Dänemark; allein Alle meinten, der würde gar wenig Anhang und Vertrauen gewinnen. Die Dänen hätten es von jeher nicht wohl mit den Deutschen gemeint. Das Land liege zu fern. — Genug, das Ende der Berathung war, es sei doch das Beste, die Kaiserkrone beim Hause Habsburg zu belassen und den König Ferdinand zu wählen. In diesem Sinne wollte jeder der Herren seinem Landesherrn berichten. Ob nun die Herren Kurfürsten die Ansicht theilen werden, ist freilich eine andere Frage!“

„Friedrich“, sagte die Kurfürstin sehr erregt; „du bist in einer Lage, wo du unmöglich dem Könige von Ungarn deine Stimme geben kannst.“

„Vergebt mir, gnädigste Frau“, wandte Camerarius ein, „ich bin anderer Ansicht, und die Freunde, mit denen ich mich berathen habe, desgleichen. Da es nach der ganzen Lage der Dinge, die ich erkundet, nicht wohl zu bezweifeln ist, daß der König von Ungarn gewählt werde, so dünkt es mich auch am angemessensten, daß unser gnädigster Herr Kurfürst ihm seine Stimme nicht versage.“

„Ich glaube, Ihr habt Recht, Camerarius“, sprach Friedrich. „Läßt sich der Widerspruch nicht durchsetzen, so ist es besser, man erhebt ihn gar nicht.“

Die Kurfürstin schien anderer Meinung. Sie sah verstimmt aus, schwieg aber.

„Ich glaube, meine Liebe“, wandte sich Friedrich zu ihr, „der Rath hat uns durch diese Erkundigung einen großen Dienst geleistet.“

Die Kurfürstin sah zur Erde und spielte mit den Goldfranzen an ihrem Oberkleide.

„Sie schienen mir wenigstens so wichtig“, bemerkte Camerarius, „daß ich alle Mühe und Sorgfalt darauf verwandt habe, Ew. kurfürstlichen Gnaden so genaue Auskunft als möglich zu verschaffen, wie die Meinung in dieser wichtigen Sache steht. Denn da die Herren Fürsten selbst, oder durch ihre Stellvertreter, hier zu Heidelberg noch sich berathen werden, so ist es gewiß gut, gleich von Anfang an diejenige Meinung festzuhalten, die sich durchführen läßt. Niemand zwar kann wissen, was geschieht, die Umstände können sich ändern, und die Gesinnung der Menschen ist veränderlich. Allein was hier berathen wird, kann doch erst in Frankfurt zu festem Beschluß gedeihen!“

„Ich kann mir nicht denken“, sagte die Kurfürstin aufstehend, „daß es wohlgethan ist, Demjenigen zur größten Macht zu verhelfen, der unser Feind sein wird und muß. Wir müßten denn Alles aufgeben, was uns Gottes große Gnade fast von selbst in den Schoos wirft.“ Und mit diesen Worten, in denen sie ihren Unmuth kaum so zu beherrschen wußte, daß sie die Thränen zurückhielt, ging sie schnellen Schrittes über den Altan und verschwand im Schloß.

„Sie ist zu ehrbegierig“, seufzte Friedrich vor sich hin.

Camerarius schwieg ehrerbietig und blätterte in den Papieren, welche er in der Mappe mitgebracht hatte, als achte er nicht auf den Vorfall, sondern sei nur mit seinen Acten beschäftigt.

„Darf ich Ew. kurfürstlichen Gnaden noch Vortrag halten über mehrere laufende Geschäfte?“ fragte er.

„Versteht sich; können wir hier bleiben oder müssen wir in das Arbeitszimmer gehen?“ fragte der Kurfürst.

„Es wird sich Alles ohne weitere Acten hier abthun lassen, nur der Unterschriften bedarf es. Es kann aber Ew. kurfürstlichen Gnaden Alles nachher zur gnädigen Zeichnung vorgelegt werden.“

„Oder ich lasse Schreibzeug hier herausbringen“, antwortete der Kurfürst und ergriff eine Handglocke, die auf dem Tische stand. Auf sein Schellen erschien ein Lakai. — „Feder und Tinte!“ — In wenigen Augenblicken war das Verlangte gebracht, und der Rath hielt seinen Vortrag.

„Die Stadt Ladenburg ist eingekommen um Hülfsgelder bei dem neuen Kirchbau. Er ist auf dreißigtausend Gulden veranschlagt. Wollen Ew. Gnaden etwas dazu genehmigen?“

„Es ist eine gut calvinische Einwohnerschaft“, antwortete Friedrich; „ich will sie mit fünftausend Gulden unterstützen.“

„Der Pfarrer zu Weinheim hat das Unglück gehabt, bei dem Besuch, den er einem Kranken tief in den Bergen gemacht, um ihm das Abendmahl zu reichen, Nachts auf dem Rückwege zu fallen und ein Bein zu brechen. Er ist in bedrängter Lage und bittet Ew. Gnaden um eine barmherzige Beisteuer zur Tilgung der Curkosten.“

„Es sollen ihm funfzig Gulden gezahlt werden. Er ist ein gottesfürchtiger Mann, der allem katholischen und lutherischen Götzendienst abgesagt hat. Er reicht das Mahl des Herrn an einem einfachen Tische, wie unser Herr selbst an solchem gesessen, nicht an einem mit Prunk heidnisch

aufgeschmückten Altar. Ein solcher schlichter, glaubensrechter Mann hat stets einen Freund an mir."

„Der Gastwirth Walter zum Goldnen Hirsch . . ."

„Das ist Der, welcher den Handel mit dem Herzog Christian von Braunschweig gehabt hat", fiel der Kurfürst ein, „das ist ein ungläubiger, gottloser Mensch!"

„Nicht mehr! Ihro kurfürstlichen Gnaden", bemerkte Camerarius ernst.

„Hat er sich bekehrt?"

„Das weiß der gnädige Herrgott allein, denn er ist allbereits vor dessen Antlitz getreten. Vor acht Tagen ist er verstorben."

„In seiner sündigen Verstocktheit?" fragte der Kurfürst mit dem Tone des Eiferers.

„Ist mir nicht bekannt", entgegnete der Rath. „Allein seine Witwe und Tochter flehen Ew. kurfürstlichen Gnaden um Hülfe an in großer Noth."

„Soll man die Frauen und Kinder der Gottlosen unterstützen, wie soll man Mittel behalten für die Witwen und Waisen der Gottesfürchtigen?" fragte der Kurfürst aufwallend. „Und wie kommt es, daß Rippell diese Sache mir nicht vorträgt, da er mir doch über den Fall mit dem Herzog von Braunschweig berichtet hat? — Ich weiß ja auch, daß er das Mädchen, die Tochter des verstorbenen Gottlosen zu sich genommen hat . . . ."

„Ew. kurfürstlichen Gnaden erlauben mir zu berichten, daß dieselbe schon seit sechs Wochen nicht mehr im Hause meines Collegen sich befindet."

„Und wo denn?"

„In ihres Vaters Hause, um diesen zu pflegen. Derselbe erkrankte schon gleich nach dem Vorfall, da das heftige Unwetter im Mai, dessen Ew. kurfürstlichen Gnaden sich

erinnern werden, ihn überfallen und dergestalt durchnäßt hatte, daß er schwer erkältet war. Er achtete des Uebels anfangs nicht ....“

„Er achtete überhaupt nichts!“ warf der Kurfürst unwillig dazwischen.

„Und so wurde aus dem Fieber und Husten, den er davongetragen, endlich ein unheilbares Brustleiden. Die Sorge um die Tochter und um große Einbuße, da das nämliche Ungewitter ihm seinen Weinberg, Garten und Felder ganz verwüstet hatte, drückte ihn schwer danieder.“

„Er hat sich versündigt an dem Herrn, der Herr hat ihn gestraft! Er war ein Götzendiener und meinte, es sei einerlei, ob er den Tempel Gottes eitel aufputze und Bilderdienst darin treibe oder ob man im reinen Glauben verweile. Nun hat er Gottes Hand erfahren!“

„Ja, sie hat ihn schwer getroffen“, sprach der Rath, „darum wendet sich die Witwe an Ew. kurfürstlichen Gnaden ....“

„Sie soll sich an Gottes Gnade wenden, an des Gottes Gnade, dem sie und ihr Mann gedient. Ich unterstütze keine Frevler am Glauben!“

„Die Witwe, geruhen Ew. Gnaden zu erwägen, war eine fromme Frau. Auch sie ist an Sorgen und Kümmerniß schwer krank. Haus und Hof werden ihr über dem Kopfe verkauft, weil Alles zu Grunde gerichtet ist und der Mann den Grundzins nicht zahlen konnte ....“

„Ihr geschieht recht! Wer das Haus des Herrn nicht ehrt und es zum Götzentempel machen will, dem muß sein eigenes Haus zerstört werden durch Gottes Gericht. Ich werde nicht fürwitzig die strafende Hand des Herrn hemmen!“

„Die Witwe ......“

„Sie hätte dem gottlosen Manne nicht blind anhängen sollen!“

„Die Tochter, die Tag und Nacht am Sterbebette gewacht hat .....“

„Sie hätte wohlgethan, den Vater zu bekehren, es wäre besser und mehr werth, seine kranke Seele zu heilen als seinen kranken Leib!“

„Nur eine kleine Unterstützung ...“

„Nichts, nichts, lieber Rath“, sprach der Kurfürst aufstehend.

Camerarius schwieg und sah nur den Kurfürsten bittend an.

„Ich muß erst mit Scultetus darüber sprechen, ob ich mein Gewissen nicht verletze. Durch ihn weiß ich von der Gottlosigkeit der Familie. Er wird wissen, ob Frau und Tochter sich reuig bekehrt haben.“

Camerarius blieb traurig stehen.

„War das Euer Letztes, lieber Rath!“

„Für jetzt habe ich nichts mehr!“

„Guten Morgen denn.“ — Er ging, um Elisabeth aufzusuchen. — Camerarius verließ langsam die Terrasse.

Drittes Capitel.

Pater Lamormain trat aus dem Cabinet König Ferdinand's mit einem so heitern Antlitz, als er nur in den seltensten Fällen zeigte.

„Ich fange an frei aufzuathmen", dachte er bei sich selbst, „der Schein der unbedingten Zuversicht, mit dem ich bis jetzt meine schweren Sorgen bedecken mußte, kann nun endlich eine Wahrheit werden. Wir haben Berge abgewälzt in diesen letzten Monden! Jetzt, da es geschehen, erstaune ich erst über das Gigantische der Arbeit." — An diese Gedanken knüpfte er unmittelbar die Worte zu einem der Lakaien im Vorgemach: „Laßt meinen Wagen vorfahren, guter Antonio, doch so dicht an die Treppe als möglich. Trotz der Sommerzeit spüre ich mein Podagra und muß jede Zugluft scheuen!"

Der Lakai verbeugte sich ehrerbietig und eilte dann dem Pater voran die Treppe hinab. — Bald rollte der Wagen mit ihm durch das Burgthor.

In seiner Wohnung warteten bereits zwei Personen auf ihn; Benedetto Maschino und Pater Thyßka. Auf ihre ehrfurchtsvolle Begrüßung nickte Lamormain mehr wohlwollend als herablassend. „Vergebt, lieber Bruder in Jesu", wandte er sich zu Thyßka, „wenn ich die Geschäfte mit diesem jungen Manne zuerst abthue. Ich besorge aber, der Graf Khevenhüller erwartet ihn schon lange. — Wir haben dann desto gemüthlichere Zeit für uns. — Folgt mir, lieber Benedetto."

Er trat voran in sein Gemach; Benedetto folgte ihm. Sie waren allein.

Der Pater nahm eine ernste Miene an, als der junge Mensch, der nicht viel über zwanzig Jahre zählen mochte, vor ihm stand.

„Du bist nicht wahrhaft gegen mich, Benedetto", redete er ihn an. „Du hast mir in deinem Berichte nichts von deiner Zusammenkunft mit der Gräfin Alphonsine gesagt!"

„Ehrwürdigster Vater!" rief der Jüngling hocherröthend und bestürzt. „Ich glaubte — ich . . ." er stockte.

„Du siehst, Benedetto, ich kenne deine geheimsten Schritte", fuhr Lamormain mit derselben Strenge des Blickes fort, „mein Auge ist unabläßig wachsam! Dein Verschweigen zeigt einen Mangel an Vertrauen und eine Verletzung des Gehorsams. Du hast als Beichtkind gefehlt und zugleich dich gegen die Gesetze des Ordens vergangen!"

„Vergebt mir, ehrwürdigster Vater", begann Benedetto; „ich glaubte nicht ein Vergehen begangen zu haben!"

„Dein Erröthen schuldet dich der Unwahrheit an, Benedetto. Bist du gleich weder Mitglied des Ordens, noch in den geistlichen Stand getreten, so bereitest du dich doch dazu vor, und hast als Zögling die Gesetze um so strenger zu beachten! Berichte mir jetzt genau, was zwischen dir und der Gräfin geschehen ist."

Der Jüngling kämpfte einen schweren Kampf. Die Gräfin Alphonsine war die Tochter seines Herrn und Beschützers, des Grafen Khevenhüller. Da das Italienische seine Muttersprache war, hatte der Graf ihm den Unterricht dieser siebzehnjährigen Tochter in dieser Sprache wie in der spanischen anvertraut, indem sie ihn nach Madrid begleiten sollte. In beiden jugendlichen Herzen hatte

sich die Knospe einer Neigung gebildet, ihnen selbst noch unbewußt. Benedetto hatte kleine unschuldige Zeichen ihrer Gunst empfangen; ein Taschenbuch, auf das die Gräfin Alphonsine den Anfangsbuchstaben seines Namens mit Gold gestickt, eine feine venetianische Kette mit einem Medaillon, die er einmal wegen ihrer Arbeit bewundert hatte. Er hatte ihr dafür die schönsten Sonette Petrarca's, einige Stellen aus Tasso und Dante mit kunstreicher Hand, da er ein Meister in der Schönschreibekunst war, abgeschrieben und sie mit sauber gemalten Initialen und Randbildchen versehen. Nichts Sträfliches hatte sich in diese gegenseitigen Zeichen der Neigung gemischt, allein nach der Weise jugendlicher Herzen hatten Beide die Weihe der Verschwiegenheit darüber gebreitet. Jetzt sollte Benedetto, im unbedingten Gehorsam gegen Lamormain's Bestimmungen aufgewachsen, durch die Ordenslehren daran gewöhnt, dieses zarte Heiligthum enthüllen! Er bebte davor zurück; auf der andern Seite hielt ihn scheue Ehrfurcht in dunklen Banden, und er zitterte, ein Gesetz der Religion oder Dessen, was man ihn als solche gelehrt hatte, zu verletzen.

Sein Erröthen und Erblassen ließ Lamormain vermuthen, daß viel mehr und Bedenklicheres geschehen sei. Er vermochte nicht mit so reinem Auge ein Verhältniß aufzufassen wie der unschuldige, in religiöser Schwärmerei erzogene Jüngling.

„Ich erwarte deine Antwort, Benedetto“, begann der Pater wiederum, da der junge Mann sein Schweigen noch nicht zu brechen vermochte. Er sagte die Worte aber mit weniger strengem Tone, um ihn nicht einzuschüchtern. „Sage mir aufrichtig und ganz, denn es ist deine Pflicht, was ist zwischen dir und der Gräfin vorgegangen?“

Zum ersten male trat ein innerstes, heiliges Gefühl in

Widerspruch mit den Grundsätzen, welche Benedetto bisher als die strengsten Pflichten eingeflößt waren. Er empfand, daß er ein Vertrauen verletze, welches um so heiliger war, je zarter und leiser es sich angedeutet hatte. Doch die Gewohnheit des Unterwerfens, der Einfluß Lamormain's waren zu mächtig; mit zitternder Stimme bezeichnete er daher die Geschenke, die er gegeben und empfangen.

Es kostete Lamormain Mühe das Lächeln zurückzuhalten, welches sich auf seine Lippen drängte, da er diese unschuldigen Geständnisse vernahm. Er hatte andere erwartet, wenn auch nicht eben sträfliche, doch solche, die ein tieferes Erröthen erzeugen durften. Um so nothwendiger schien es ihm jedoch, seinen ganzen Ernst zu behaupten, damit Benedetto nicht von seiner Seite leicht über das Verhältniß des Gehorsams zu ihm denken lerne.

„Du hast schwer gefehlt, Benedetto", sprach er ernst, „nicht nur durch deinen Wandel auf gefahrvollem Wege der Versuchung und Sünde, sondern auch noch mehr durch dein Geheimhalten Dessen, was du, wie Alles was dich treibt und bewegt, zu bekennen mir schuldig warst. Ich muß dir eine Buße auflegen. Du wirst drei Wochen strenge Fasten üben! Ueberdies erwarte ich von dir, daß du durch doppelt strenge Pflichtübung in Treue und Gehorsam dein Unrecht wieder gut machst." —

Benedetto bückte sich demüthig über die zum Kuß dargereichte Hand Lamormain's.

„Eben jetzt", nahm dieser das Wort wieder, „bietet sich dir die Gelegenheit dazu dar, durch pünktliche Ausführung meiner Aufträge und Aufmerksamkeit in deinen Pflichten. Du wirst in diesen Tagen die Reise nach Spanien mit dem Grafen antreten. Das Vertrauen des Ordens und der Wille des Kaisers ehren dich dabei mit einem be-

sondern Auftrage. Du hast mir feierlich hier vor dem Crucifix zu geloben, daß du ihn genau vollziehen werdest, ohne irgend Jemandem auf der Welt, als mir ganz allein, hörst du, einzig mir, Mittheilungen zu machen. Du weißt, unbedingter Gehorsam ist die Prüfung, welche allen übrigen voransteht; hast du den Muth sie zu bestehen?"

„O gewiß, gewiß, theuerster Vater; vergebt mir nur meinen Irrthum!"

„Nimm die Buße auf dich, gehe den Weg der Besserung, so weißt du, daß die Vergebung dir gewiß ist. Jetzt vollführe das Gelübde für diesen besondern Fall. Lege die Linke auf das Crucifix und erhebe deine Rechte zum Schwur."

Benedetto gehorchte.

„Du gelobst bei dem einigen Gott", sprach Lamormain feierlich, „der da ist der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, daß du während deines Aufenthalts zu Madrid alle Befehle, welche ich dir hier mündlich ertheile oder schriftlich sende, oder durch beglaubigte Personen dir zukommen lasse, auf das pünktlichste treu, gewissenhaft, ohne Zaudern und eitle Selbstprüfung erfüllen wirst!"

„Ich gelobe es!" antwortete Benedetto; doch ein leiser Schauer durchzitterte ihn.

„Den Eidbruch trifft die Ausstoßung aus der Gemeinschaft der heiligen Kirche, Gefängniß, Marter, Tod ohne Sündenvergebung", sagte Lamormain und sein Auge haftete finster, bohrend auf des Jünglings Antlitz. Dieser erbleichte, seine Knie bebten.

„Jetzt höre!" — Lamormain ging an seinen Schreibtisch und nahm aus einem der Fächer einige Briefe hervor. „Dieses erste Schreiben übergibst du, sobald ihr in Madrid angelangt seid, ohne daß irgend wer es erfährt, dem

Herzog von Uzeda. Du wirst leicht Gelegenheit haben zu ihm zu gelangen, da du in Aufträgen des Grafen Khevenhüller gewiß viel in seinem Palast oder doch in der Kanzlei zu thun haben wirst. — Das zweite Schreiben hier ist für den Großinquisitor Ludovico Alliaga bestimmt. Du darfst dich ihm nicht in auffallender Weise nähern. Es ist besser, daß du einige Zeit mit Abgabe des Schreibens zögerst. Gewiß aber ergibt sich bald ein Anlaß, der dich äußerlich in die Nähe Sr. Eminenz führt. Dann flüstre ihm nur verstohlen zu, du habest einen geheimen Auftrag von mir an ihn. Der Großinquisitor wird dir alsdann selbst den Weg angeben, wie du, ohne unsere Zwecke zu gefährden, zu ihm gelangen kannst. — Endlich ist hier ein dritter Brief; er ist an den Grafen Balthasar de Zuniga gerichtet; diesen bewahrst du auf, bis ich dir von hier aus nähere Weisung sende, oder bis der bairische Geschäftsträger, der Rath Leuker in Madrid, eintrifft. Ihn magst du alsdann befragen: ob du den Brief abgeben sollst oder nicht; aber keinen Andern." —

Benedetto Maschino hörte in unterwürfiger Ergebenheit zu.

„Und nun das Hauptsächlichste. Ueber Alles, was sich in Madrid zuträgt, über alle Schritte des Grafen Khevenhüller, über die Personen die er sieht und spricht, über Das, was er über den Erfolg seiner Sendung äußert, gegen dich oder Andere, führst du ein genaues Tagebuch in lateinischer Sprache. Ich werde dir die sichern Personen und Gelegenheiten bezeichnen lassen, durch welche ich es erhalten kann. Niemals aber beförderst du es mit den Depeschen, die der Graf an Se. Majestät den König Ferdinand absendet. Niemals! Hörst du!"

Benedetto verbeugte sich.

„Jetzt kennst du deine Aufträge, mein Sohn. Reise unter dem Schutze Gottes und der heiligen Jungfrau. Bist du treu und gehorsam, so steht dir der höchste Lohn bevor. Den Ungehorsamen, den freilich trifft die unentrinnbare Strafe!“ —

Der Ton dieser letzten Worte und der Blick, mit dem Lamormain sie begleitete, ließen Benedetto erblassen. Demuthvoll beugte er sich abermals zum Kuß auf die dargereichte Hand des furchtbaren Mannes und ging.

„Noch Eins!“ winkte Lamormain, als er schon die Thür berührte. „Ich habe nichts dawider, daß du den Unterricht der Gräfin Alphonsine fortsetzest; doch — hüte dich!“ —

Viertes Capitel.

Thyßka trat ein, sobald Benedetto die Thür hinter sich geschlossen hatte. —

„Setzen wir uns, lieber Bruder in Jesu“, redete ihn Lamormain herablassend, freundlich an. „Ich habe lange, verdrießliche Geschäfte mit Sr. Majestät verhandelt und hier mit diesem jungen Menschen auch keine sehr erfreuliche Unterredung gehabt. Wahrlich, ich bin müde! Laßt uns denn recht behaglich von unsern Angelegenheiten schwatzen!“

Thyßka, der da wußte, wie hoch Lamormain seine äußere Stellung anschlug, war um so ehrfurchtsvoller und vorsichtiger, je zwangloser jener sich zeigte. Der vertrauliche Ton konnte daher seinen tief ehrfurchtsvollen nicht ändern.

„Es ist mir in der That unbegreiflich, hochwürdigster Herr, wie Ihr dieser unermeßlichen Arbeit und Thätigkeit nicht unterliegt“, sagte er mit dem Ton der Bewunderung, indem er bescheiden auf einem Sessel Platz nahm.

„An sich wäre die Arbeit wol nicht so groß“, erwiderte Lamormain, „wenn sie nur nicht so unabläßig die innersten Kräfte in Anspruch nähme! — Auch das Podagra erschwert sie mir etwas!“ Er streifte dabei mit der linken Hand den linken Fuß hinab und seine Miene verzog sich schmerzlich. „Doch, Dank sei es dem allmächtigen Gott, wir gewinnen ja Früchte von unserer harten Arbeit, und das im Schweiß des Angesichts bestellte Feld reift zur Ernte heran. Erinnert Ihr Euch, theurer Bruder, wie Ihr vor Jahr und Tag kleinmüthig waret? Wie Ihr meintet, nie werde sich die heilige Kirche, werde sich unser heiliger Orden von dem schweren Schlage erheben? Und nunmehr? Was sagt Ihr nun?“

„Gottes Gnade hat Wunder an uns gethan; Euer unerschütterlicher Glaube, hochwürdigster Vater, hat die Krone errungen!“

„Freilich verzagte ich nie an dem Schutz des Allmächtigen für seine heilige Kirche, guter Thyßka; allein auch nur weltlich betrachtet, erschien mir die Gefahr niemals so groß als Andern. Schon im verwichenen Jahre sagte ich Euch: Ihr werdet einen Sommer wo anders wohnen, allein wir werden nach Böhmen zurückkehren. Wo ist der Glaubensfeind Thurn mit seiner Macht? Er muß fechten für den Schutz des eigenen Herdes und Hauptes; aber ich denke, ebenso vergeblich, als er sich zu unserm Verderben gewaffnet hat!“

„Das Blatt wandte sich allerdings urplötzlich im äußersten Augenblicke der Gefahr“, bemerkte Thyßka, der im

Stillen die Rettung auf das Glück des außerordentlichsten Zufalls setzte.

„Es waren nicht St.-Hilaire's Kürassiere, lieber Bruder in Jesu", sprach Lamormain ernst, „es war die Fügung aller Geschicke, die hier nur ihren Wendepunkt nahmen; es war der festgehaltene Wille Derer, die auf die Gnade Gottes vertrauten, es war vor allem der unerschütterliche Muth des Königs!"

„Den Ew. Hochwürden mit dem Feuer der Beredtsamkeit und der Macht des Beispiels immer wieder neu belebten!"

„Lassen wir das, lieber Thyßka! Unser Heil darf uns kein Capua werden. Jetzt erst recht ist die unabläſſigste Anstrengung nöthig, um das festzuhalten und dauernd zu begründen, was uns der Augenblick wieder in die Hand gegeben hat. Ich darf es sagen, Se. Majestät geht uns mit dem würdigsten Beispiele voran. Vor zwei Monaten war der Boden unter unsern Füßen, wohin wir treten mochten, unterhöhlt. Jetzt öffnen sich durch des Königs weise Maßregeln und beharrliche Thatkraft Auswege nach allen Seiten. Ich will nicht sagen, sichere, aber doch solche, die Hoffnung und Vertrauen einflößen, wenn wir unsere eigenen Kräfte und Thätigkeiten nicht einschlummern lassen!"

„Da sei Gott vor!"

„Ich habe auch einen besondern Auftrag für Euch", lieber Bruder Thyßka, sprang Lamormain jetzt von den allgemeinen Betrachtungen auf das Besondere über. „Se. Majestät der König hat mit einer Ausdauer und Kraft, welche die spätesten Jahrhunderte anstaunen werden, alle die schwierigen und schwankenden Verhältnisse seiner Erblande jetzt geordnet, soweit dies außerhalb der offenen

aufständischen Provinzen möglich ist. Auf des allmächtigen Gottes Schutz vertrauend, geht der König getrost seinem noch größern Beruf entgegen; er erhebt die Hand zu der Kaiserkrone, die in seinem Hause das rühmliche Erbtheil geworden. Es ist kein geringes Wagstück, aber der König will es unternehmen, jetzt seine Hauptstadt und Oesterreich zu verlassen, um sich nach Frankfurt zur Kaiserwahl zu begeben. Zunächst indessen geht Se. Majestät nach München, zum Herzog Maximilian von Baiern. Dorthin will ich auch Euch senden, Pater Thyßka!"

„Ich bekenne", erwiderte Thyßka, „daß ich mir schon einige Hoffnung dazu gemacht, als ich im Frühjahr in Ingolstadt war."

„Und nicht mit Unrecht", antwortete Lamormain; „das Gebiet Eurer Thätigkeit dort wird ein sehr wichtiges sein. Euer öffentlicher Auftrag wird Angelegenheiten des Ordens betreffen, die Ihr zu München und auch wieder zu Ingolstadt betreiben sollt. Ich werde Euch darüber das Einzelne später mittheilen. Der geheime ist der, für die Wahl Sr. Majestät des Königs Ferdinand zum deutschen Kaiser thätig zu sein. Ihr wißt, daß der Herzog Maximilian von Baiern selbst keine geringe Wahrscheinlichkeit für sich hat, erwählt zu werden!"

„Ich weiß davon, doch ich halte es für unmöglich, daß dieser innigste Freund und Jugendgenosse unsers Königs...."

„Still, still", unterbrach ihn Lamormain mit seinem eigenthümlichen scharfen Lächeln, „eine Kaiserkrone ist eine so schwere Prüfung der Freundschaftsbande, daß die stärksten unter diesem Gewicht reißen könnten! Wir müssen vorsichtig sein, Thyßka. Es wird ein gefährlicher Minenkrieg gegen uns ausgeführt. Ihr wißt, daß schon im Frühjahr der Kurfürst von der Pfalz in München seinen

Vetter Maximilian bereden wollte, sich um die Kaiserkrone zu bewerben. Es gelang uns damals die Sache zu hintertreiben. Der Herzog selbst lehnte ab. Doch jetzt ist der Plan wieder aufgenommen! Friedrich, dem bei gewissen andern Planen, die er jetzt hegt, kein deutscher Kaiser gefährlicher wäre als der König von Böhmen, trachtet natürlich aus allen Kräften, die Wahl unseres Herrn zu unterhöhlen, und sucht von neuem den Herzog Maximilian zur Annahme der Krone zu verlocken."

„Was Ihr sagt, ehrwürdigster Herr", rief Thyßka aus, der stets so klug war, sich durch Lamormain's Mittheilungen möglichst überrascht zu stellen, selbst wenn sie ihm nicht eben unerwartet kamen, wie zum Beispiel jetzt; „es ist doch unbegreiflich, daß der calvinistische Fürst für einen katholischen Kaiser arbeitet!"

„Viel lieber als er es für einen lutherischen thun würde", antwortete Lamormain. „Glaubt mir", fuhr er fort, indem er Thyßka auf die Schulter klopfte und wahrhaft dämonisch lächelte: „Er gäbe seine Stimme lieber dem Sultan als dem Kurfürsten von Sachsen! Ja, es ist so, der Calvinist setzt die deutsche Kaiserkrone lieber auf die Hörner des Erbfeindes als auf die Stirn eines lutherischen Fürsten!"

„Ihren Haß gegeneinander kenne ich, allein bis zu solchem Grade ...."

„Und es ist nicht das allein", unterbrach ihn Lamormain. „Die Herren von der Union wissen, das Reich fiele auseinander, wenn ein protestantischer Fürst die Stimmenmehrheit erhielte! Man könnte wieder wie vor Zeiten einen Gegenkaiser erleben! Das schreckt sie denn doch etwas! Darum haben die protestantischen Candidaten so gut als gar keine Wahrscheinlichkeit. Der Ehre halber

wird man sie nennen, den König von Dänemark und den Kurfürsten Georg. Doch Ernst wird es mit Keinem, so wenig wie mit dem Erzherzog Albrecht in den Niederlanden, noch mit dem Herzog von Savoyen." Thyßka wollte etwas erwidern; doch Lamormain, der sich ungern unterbrochen sah und es liebte sich in flüssiger Darlegung der Verhältnisse ein gewisses Uebergewicht zu geben, hielt ihn durch einen Wink zurück und fuhr fort: „Zwischen Sr. Majestät dem König Ferdinand und dem Herzog Maximilian allein schwankt das Zünglein der Wage. Jetzt noch sehr zu Gunsten unseres Herrn, allein ein leichter Anstoß kann den Stand ändern. Darum, träte Herzog Maximilian eifrig werbend auf, so wäre er äußerst gefährlich! Drei Stimmen hätte er entschieden für sich; erstlich natürlich die der Pfalz, dann die seines eigenen Bruders des Kurfürsten von Köln und die der Kur Brandenburg. Und ob dann nicht Sachsen mit diesen protestantischen Kurfürsten sein würde, — das ist die große Frage! Geschähe es, so trüge Baierns Herzog die Kaiserkrone! — Ihr gesteht, Thyßka, bei so großer Wahrscheinlichkeit ist die Lockung groß; und wenn Ihr ein Kenner des menschlichen Herzens seid, was Ihr als Geistlicher und Bruder unseres Ordens doch sein sollt, so werdet Ihr auch Schwächen der Herzen genugsam kennen, um zu sehen, wie leicht selbst Herzog Maximilian ihnen nachgeben könnte, und daß bei solcher Entscheidung die Erinnerungen an die gemeinsame Jugendzeit des Herzogs mit unserem Könige, als unsere Zöglinge in Ingolstadt, nicht sehr schwer wiegen dürfte!" — Thyßka machte wiederum einen vergeblichen Versuch zur Gegenrede; Lamormain fuhr fort: „Ließ sie sich doch schon leicht genug erfinden, zwischen beiden Fürstenhäusern, Kaiser Mathias gegenüber, in den

Verhältnissen der Liga! — Indessen, das führt uns auf Abwege! Herzog Maximilian muß also auf alle Weise dahin gestimmt werden, daß er seiner jetzigen günstigen Gesinnung nicht untreu wird. Von Seiten des geistlichen Einflusses müssen die gemeinsame Erziehung beider Fürsten, ihre Freundschaft und die Pflichten gegen die heilige Kirche beständig als schwere Gewichte in sein Herz gesenkt werden. Das ist bereits geschehen, muß aber noch ferner geschehen. Ihr, Pater Thyßka, sollt gleichfalls darauf hinwirken. Ihr müßt Euren Besuch in Ingolstadt bei dem Pater Dominicus erneuern; Ihr werdet ihn zwar noch so gesinnt finden wie vor drei Monaten; allein der gemeinsame, verehrte Lehrer beider Fürsten kann jetzt einen so entscheidenden Einfluß üben, daß man sich seiner nicht genug vergewissern kann. Von dort erst sollt Ihr nach München, woselbst ich Euch durch Briefe an den Beichtvater des Herzogs, Pater Eusebius, und an den Hofkaplan, den Doctor Johann Klesheim, Kanäle verschaffen werde, wirksam zu sein. Das ist indessen nur das Nebensächliche. Ihr sollt vorzüglich, was Eurer Sinnesart und Eurem Geschick angemessener sein wird, auf dem weltlichen Gebiet, geradehin auf dem politischen thätig sein."

„Ich schätze es mir zur höchsten Ehre, daß Ew. Hochwürden mich für ein taugliches Werkzeug erachtet", entgegnete Thyßka endlich, anscheinend demüthig, innerlich voll Selbstgefühl. Denn er hatte sich auf diesem Felde mehrfach bewährt.

„Ich wollte, ich bekenne es Euch offen, den Geheimschreiber Fabricius von Hohenfall näher in mein Vertrauen ziehen", fuhr Lamormain fort. „Allein, reiflicher erwogen, halte ich es für angemessen, ihn auf dem untern Stand=

punkte, wo er sich befindet, zu erhalten; auch ist er mir zu vertraut mit Slawata, um nicht mit großer Vorsicht bei ihm aufzutreten."

„Sollte Slawata's Gesinnung noch jetzt Besorgnisse erregen müssen?" warf Thyßka fragend ein.

„Er gehört uns an, es ist wahr", fuhr Lamormain fort, „aber er wird zu mächtig. Seit er das Glück gehabt hat, durch diesen hündisch schmiegsamen, aber gewandten Zaloska, bevor wir Alle irgend etwas davon ahnten, dem Könige die erste Nachricht von Mansfeld's Niederlage, die Wien gerettet hat, zu bringen, ist er mir dem Könige zu nahe gekommen. — Doch, auf Eure Mission zurückzugehen. Ihr sollt Euch denn, Pater Thyßka, in München zunächst an den Grafen Martiniz wenden. Er ist Euch unstreitig persönlich bekannt?"

„Ich habe ihn zu Prag öfters gesehen und gesprochen", erwiderte Thyßka.

„Ihr wißt, daß er in Folge der ersten Zuflucht, die er nach seinem Unglück in Prag zu München gefunden, dauernd mit dem dortigen Hofe in Verbindung geblieben ist, und mittels wiederholten und dauernden Aufenthalts unsere Angelegenheiten daselbst als Hauptagent betrieben hat. Gegenwärtig tritt nun für seine Thätigkeit der wichtigste Augenblick ein. Wenn Se. Majestät der König auf dem Wege nach Frankfurt einige Zeit in München verweilt, so muß sich dort entscheiden, ob Herzog Maximilian wirklich die Kaiserwürde mit aller Bestimmtheit ablehnt oder ob er nur diesen Schein annimmt, bei günstigem Ausfall der Wahl aber dennoch die Krone nicht zurückweisen würde. Ich hoffe nicht nur sein Herz und Gewissen, sondern auch eine richtige Politik, die Erkenntniß seiner wahren Vortheile sollen ihn zur Ablehnung bestimmen. Ueber diese letz-

tern sollt Ihr dem Grafen Martiniz einige Mittheilungen machen."

Thyßka horchte auf.

„Der Kurfürst von der Pfalz ist es, wie gesagt, der hauptsächlich Herzog Maximilian's Wahl betreibt. Kennt Ihr aber den wahren Grund, weshalb gerade dieser calvinistische Kurfürst so eifrig für einen katholischen Fürsten thätig ist und für einen, der bis jetzt von dem höchsten Eifer für die heilige Kirche beseelt gewesen ist?"

„Ich vermuthe, daß er für den Dienst, dem Herzog Maximilian zur Kaiserwürde verholfen zu haben, Vortheile für die protestantische Union oder auch wol für sein eignes fürstliches Haus als Gegengabe hofft."

„Ihr vermuthet wie ein Mann, der Welt und Menschen kennt, lieber Thyßka", sagte Lamormain freundlich. „Es sind besonders die letztern Vortheile, die für sein kurfürstliches Haus, ja sogar für seine kurfürstliche Person, die er im Sinn hat. Er möchte gern, — hm, eine Kleinigkeit, — König von Böhmen dafür werden!"

„Wie?" rief Thyßka und rückte verwundert auf seinem Sessel.

„So ist es. Ich weiß zuverlässig, daß der Kanzler Wenzel von Budowa im Monat Mai schon den Kurfürsten unter der Hand ausgeforscht hat, ob er einen derartigen Antrag der böhmischen Stände annehmen würde. Er hat anfangs gezaudert; er hatte ein Auge oder eine Ahnung für die Gefahren dabei; später ist man von vielen Seiten in ihn gedrungen. Auch der wilde, übereifrige Rath Procopius Dworschetzki von Olbramowitz ist zu Heidelberg gewesen und die Frau Kurfürstin sowie der Herr Doctor Abraham Scultetus haben den jungen leichtsinnigen Herrn

unablässig bearbeitet. Jetzt ist er mit dem Gedanken schon ganz vertraut."

„Er sollte es wagen, wider Recht und Ehre einen fürstlichen Bruder vom Thron zu drängen?"

„Die fürstliche Brüderschaft hat zuweilen eine sehr stiefbrüderliche Farbe", bemerkte Lamormain achselzuckend. „Genug, die Sache ist so. Daß der böhmische Landtag jetzt in Prag den letzten äußersten Act der offenen Rebellion begehen wird, Se. Majestät den König Ferdinand des Throns verlustig und diesen für erledigt zu erklären, ist wie Ihr wißt, außer Zweifel und wir erwarten mit jeder Stunde die Nachricht davon. Die böhmischen Herren warten nur noch auf die sichere, wenn auch vorläufig geheime Zusage des Kurfürsten Friedrich, damit sie nach Sr. Majestät Entsetzung nicht herrenlos sind, sondern sogleich auf den Beistand eines mächtigen Fürsten zählen können. Die Sachlage ist nun einfach die: Se. Majestät der König wird entsetzt, dem Kurfürsten der erledigte Thron Böhmens angetragen; dieser nimmt ihn nach einigen scheinbaren Zögerungen an. Wird König Ferdinand Kaiser, so muß sich der Kurfürst darauf gefaßt machen, daß derselbe zu seiner Erbmacht auch nach Kräften die ganze Macht des Reiches fügen wird, um sich in seinem Recht zu behaupten. Wird dagegen Herzog Maximilian Kaiser, und verdankt er es dem Kurfürsten Friedrich, so hofft dieser, daß der Kaiser ihm hinwiederum ebenso förderlich sein werde, seinen neuen Königsthron zu besteigen, wenigstens ihn nicht von Reichs wegen daran hindere!"

„Verzeihen mir Ew. Hochwürden", wandte Thyßka ein, „indessen es scheint mir doch ganz unmöglich, daß des Reiches Oberhaupt eine Gewaltthat gegen einen Reichsfürsten jemals gutheißen könne!"

„Seht Ihr, Thyßka“, rief Lamormain aus und seine Adleraugen funkelten, „da steckt es eben! Das ist der Punkt, wo man dem Herzog Maximilian zeigen muß, daß es sein wahrer Vortheil erfordert, die Kaiserkrone nicht anzunehmen. Wird sie ihm aufgesetzt durch Friedrich von der Pfalz, so kommt er in die schwierigste Lage. Entweder er muß undankbar gegen diesen sein oder er muß feindselig, treulos, verrätherisch wider seinen ältesten Freund und wider alle gesunden Gesetze der Reichsverwaltung handeln. In beiden Fällen hat er Unruhe, Zwietracht und Haß ohne Maß zu erwarten. Denn Friedrich würde dann mit aller Kraft die protestantischen Fürsten zum Widerstande gegen seine Reichsverwaltung auffordern. Dagegen, wird Se. Majestät der König Ferdinand Kaiser .... so erwachsen dem Hause Wittelsbach die größten Vortheile daraus. Nicht zu gedenken, daß der Herzog sein Gewissen rein behält und der heiligen Kirche als guter Sohn hochwichtige Dienste leistet, so wird die Gunst der kaiserlichen Macht ihm überall nützlich sein können. Ja“, hier ergriff Lamormain mit einer gewissen Feierlichkeit Thyßka's Hand und sprach mit leiserer Stimme, wie wenn er sich hüten wollte, ein wichtiges Geheimniß zu verrathen, „ja, ich sehe einen noch ganz andern sichern Lohn in der Ferne für den Herzog, und der muß ihm gezeigt werden. Die Böhmen stürzen jetzt in ihrer tollen Raserei blind vorwärts, sie werden die Absetzung aussprechen, und wir müssen Alles thun, was in unsern Kräften steht, um Friedrich von der Pfalz zu bewegen, daß er die angetragene Krone annimmt.

„Annimmt?“ rief Thyßka mit dem äußersten, diesmal wahrhaften Erstaunen.

„Annimmt“, wiederholte Lamormain mit nachdrücklichem Ton und seinem unbeschreiblichen Lächeln.

„Das verstehe ich nicht“, bekannte Thyßka und sah Lamormain fragend an.

„Ei, ei, ei! Lieber Pater, vergeßt Ihr denn, daß man ein thöricht heftiges Kind gar nicht schwerer strafen kann, als wenn man seinen unverständigen Willen erfüllt, ihm das Messer gibt, wonach es greift?“

„Freilich wol, allein ....“

„Betrachtet die Dinge nur ruhig, wie sie kommen werden“, sprach Lamormain mit kalter Sicherheit. „Friedrich nimmt die Krone an. Er ist König, gut. Aber es ist ein übler Posten! Er hat zu kämpfen mit dem rechtmäßigen Könige von Böhmen, mit dem Könige von Ungarn, den Erzherzögen und Herzögen von Steiermark, Oesterreich, Mähren, Schlesien, — und mit dem deutschen Kaiser! Der deutsche Kaiser hat bei einer Gewaltthat wider einen Reichsfürsten die Reichsfürsten sämmtlich zu Bundesgenossen, wenigstens nicht zu Gegnern. Halb Böhmen ist auch Friedrich's Gegner und, sowie ihm das Glück umschlägt, liegen drei Viertheile des Landes in der Wagschale wider ihn! Mich dünkt, der gute Kurfürst setzt sich eine Dornenkrone auf das Haupt und wird sie nicht lange tragen!“

„Glaubt mir, Pater Thyßka“, wies Lamormain abermals dessen Versuch zu sprechen mit der Hand winkend zurück, „Kurfürst Friedrich kommt in schwere Bedrängniß, wenn wir nur keinen Tag, keine Stunde, keine Secunde versäumen, Himmel und Erde wider ihn und für die heilige Kirche in Bewegung zu setzen! Dann muß er klein beigeben, dann schreiben wir Bedingungen vor, und dann wird Herzog Maximilian eine Entschädigung für seine aufgegebene Kaiserkrone erhalten, die ihrer werth ist!“

„Er wird darin, fürchte ich, nur einen Vogel auf dem Dache sehen!“

„Pah“, lachte Lamormain. „Die Kaiserkrone ist auch nichts Anderes für ihn! Und sie ist nur einer mit goldglänzenden Federn, den Andern aber einer mit nahrhaftem Fleisch! Seht, ich denke so. Die Oberpfalz liegt so bequem für Baiern. Amberg gäbe ein hübsches zweites Hauptstädtchen. Der Kurfürst denkt Böhmen mit der Pfalz zu verbinden; sollten wir nicht denken dürfen, ein Stücklein der Pfalz mit Baiern zu vereinigen? Vielleicht ließe sich auch ein Wort von den Kurhüten reden, nach welchen die bairischen Herzöge schon länger ausschauen als nach der Kaiserkrone.“

„Ein Kurhut gegen eine Kaiserkrone!“

„Der Kurhut bleibt dem Hause, die Kaiserkrone entschlüpft wieder!“

„Wird aber der Herzog nicht fragen: «Wenn ihr die Kaiserkrone geringer achtet, weshalb würdet ihr mir nicht lieber diese gönnen?»“

„O Pater Thyßka“, sprach Lamormain mit erhobener Rede. „Eins ist nicht dasselbe für Alle. Das Oberhaupt des Habsburgischen Hauses hat einen andern Maßstab an seine Rechte und an seinen Beruf zu legen als ein Herzog von Baiern! Es darf die Kaiserkrone als sein Erbtheil betrachten, das nur noch in einzelnen unglücklichen Fällen angefochten wird. Für das Haus Habsburg ist die Kaiserwahl nur noch eine Form der Reichsverfassung, damit die Wahlcapitulation vorgelegt werden kann. Wenn irgend ein neues Fürstenhaus in Deutschland das Gewicht in die Wagschale der Weltgeschicke legen könnte, welches das Haus Habsburg einlegt, dann erst könnte es sein Nebenbuhler sein. Es ist jetzt nicht mehr möglich, wie

vor Jahrhunderten, daß ein Graf und kleiner Fürst durch den bloßen Wahlact Ehrfurcht und Gehorsam bei den gesammten Uebrigen gewinne. Was glaubt Ihr, daß das Geschick des Reiches wäre, wenn man jetzt einen Grafen Solms oder Hohenlohe, oder sonst einen der bis dahin auf seinem Stammschloß gesessen, auf den Kaiserthron setzen wollte, daß er Ansehen und Recht haben solle über die seit Jahrhunderten hundertfach Reicheren und Mächtigeren? Bei diesem Religionszwist zumal! — Alles fiele auseinander, verflöge wie Spreu, und wir würden dem Türken, dem Ungarn, dem Schweden, dem Franzosen zum Raub! Herzog Maximilian wird das bei ruhigem Urtheil Alles selbst sehen, doch um die Wirkung seiner Betheiligung aufzuheben, muß man es ihm klar, warm, überzeugend darlegen. Und er wird sich überzeugen, daß ein vergrößertes Besitzthum, der Kurhut auf sein Haus übertragen, ein besserer Gewinn für ihn ist, als ein paar Jahre hindurch der Glanz einer Kaiserkrone, der lange nicht reich genug ist, um alle die Schatten der Sorgen, Unruhen und Gefahren, die sie für ihn mitbrächte, zu überstrahlen. Vollends aber für seine Kinder und Enkel, denen ein größeres Erblehn und eine höhere Erbwürde doch wol lieber sein muß als etliche vermoderte Pergamente im Archiv, worauf einer ihrer Ahnen den Kaisertitel trug.“ —

Der Gewandtheit seiner Rede und des Eindrucks seiner Persönlichkeit bewußt, wo er ihn ausüben wollte, sprach Lamormain immer rascher und eindringlicher; denn es war ihm darum zu thun, daß Thyßka ihm nicht nur gehorchen möge, das verstand sich von selbst, sondern daß er von der Wahrheit seiner Ansicht durchdrungen werde, weil dann die Ausführung um so glücklicher geräth. Er faßte daher dessen beide Hände mit der seinigen und sprach feurig:

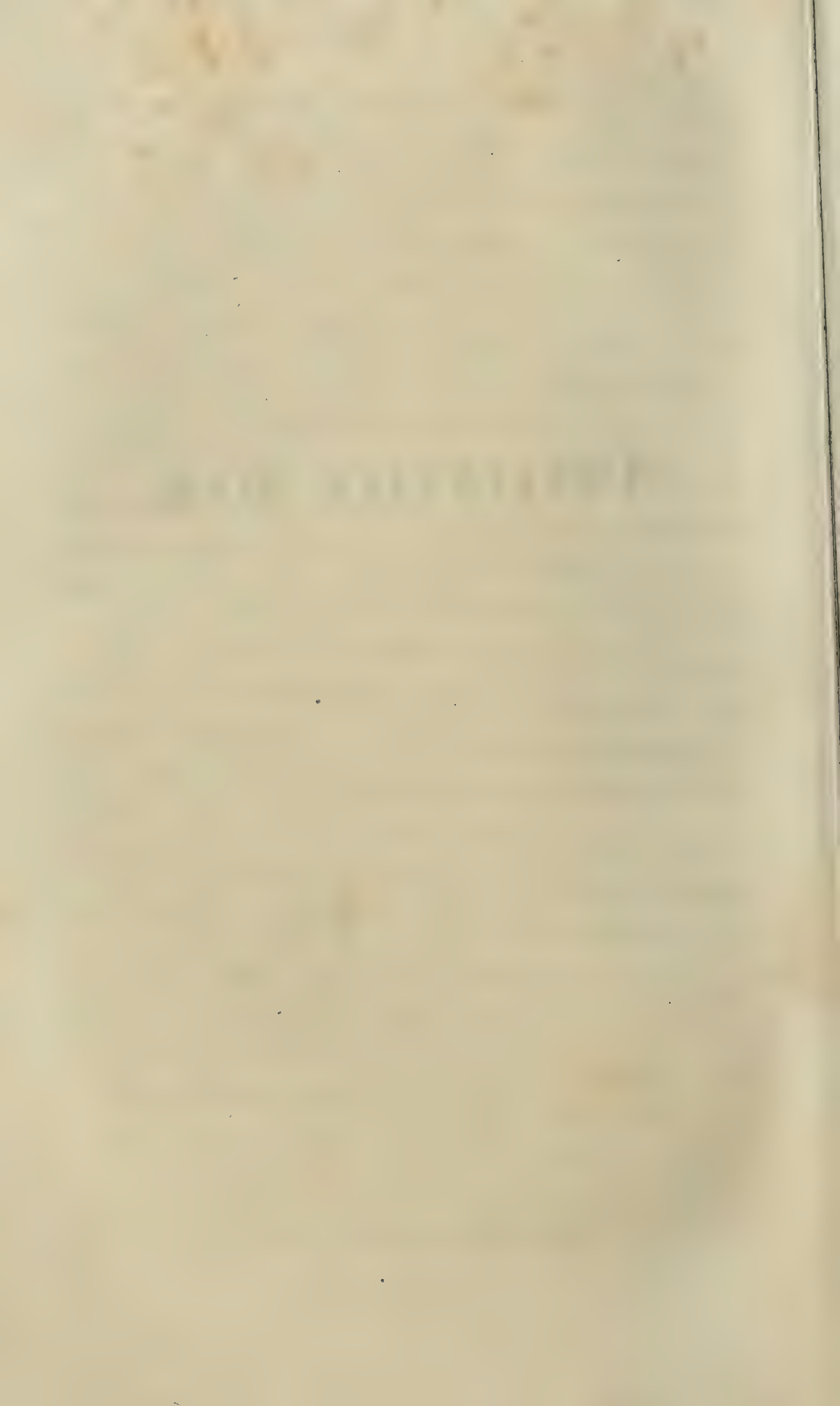
„Von dieser Seite muß die Lage der Dinge dem Herzog Maximilian gezeigt werden! So müßt Ihr sie mit Graf Martiniz besprechen! Das habt Ihr dem Pater Eusebius und dem Hofkaplan klar zu machen! Auf einer Seite ein Bruch heiliger Pflichten gegen die Kirche, ein Verrath an der Freundschaft, eine von Ehren und Erfolg zweifelhafte Bewerbung um die Kaiserkrone, die, wenn sie gewonnen wird, ein noch zweifelhafteres Glück für den Herzog ist. Auf der andern Seite die ehrenvollste Pflichterfüllung, kein Wagniß noch Gefahr und die höchste Wahrscheinlichkeit großen Gewinns an dauernder Macht und dauerndem Glanz für den Herzog selbst wie für sein Haus! Kann der Herzog schwanken? Thyßka, kann er, wenn Ihr redlich das Eure thut? Eure Hand darauf!“

Thyßka, selbst ergriffen von Lamormain's umspinnender, fortreißender Gewalt, beugte sich ehrfurchtsvoll auf die dargebotene Hand nieder, drückte einen frommen Kuß darauf und gelobte feierlich: „Was ich an Geisteskraft und Thätigkeit aufzubringen vermag, will ich an die Erfüllung Eures Auftrags setzen, hochwürdigster Herr, und meine Pflicht als getreuester Diener der Kirche üben!“

„So ist“, entgegnete Lamormain mit einem frommen Blick aufwärts, „Euch der Lohn jenseits gewiß; und“, fügte er, das Haupt bedeutsam und mit schlauem Ausdruck wiegend, hinzu, „die Kirche vergißt auch nicht, daß ihre befähigten, gehorsamen, pflichteifrigen Söhne auch diesseits Ansprüche auf ihre Dankbarkeit haben.“

Sie schieden.

Achtzehntes Buch.



Fünftes Capitel.

In der Kauffinger Straße zu München standen vor dem Thore eines stattlichen, alterthümlichen Hauses drei Diener und unterhielten sich eifrig miteinander, indem sie auf einen kleinen, reich aufgezäumten und ritterlich gesattelten Grauschimmel blickten und zeigten, den ein Reitersmann, welcher seinerseits auf einem großen, schwerfälligen Rappen vor dem Hause hielt, am Zügel hatte. Das kleine Thier machte dem Reitknecht viel zu schaffen; bald stieg es bäumend auf, bald suchte es den Kopf zwischen die Vorderfüße zu klemmen, oder that Sprünge seitwärts und schlug wild aus. Genug, es blieb keinen Augenblick ruhig und entwickelte, wie unscheinbar es war, eine Kraft und eine eigensinnige Ausdauer, deren Bändigung nur durch einen so kraftvollen, sachkundigen Reiter möglich war, als der Mann auf dem schweren brabanter Pferde zu sein schien. Denn bei allen wilden Sprüngen und scheuen Bewegungen des Schimmels saß der Reiter des Rappen in seinem ledernen Koller mit dem gewichtigen Harnisch darüber, wie angeschmiedet im Sattel und ließ die Zügel nur so viel nach, oder zog sie so weit an, als es gerade nothwendig war.

„Eine Teufelskrabbe, der kleine Schimmel“, rief der eine der drei Diener im Thor, „ich möchte ihn nicht reiten.“

„Es würde dir auch schlecht dabei ergehen, du Haarkräusler“, spottete der Zweite, dessen Tracht den Reitknecht kundgab. „Aber wenn der Oberst daraufsitzt, geht der Schimmel so ruhig wie ein Lamm!“

„Sacht, Johann! Das muß ich erst sehen, ehe ich's glaube“, bemerkte der Dritte; „ich denke, ich verstehe auch etwas von Pferden! Das ist ein desperates Thier!“

„Es ist aber doch, wie ich sage, Niklas“, antwortete Johann eifrig. „Ich habe ihn erst vorgestern reiten sehen, als der Herzog das neue Kürassierregiment besichtigte. Das Thier ging ordentlich furchtsam unterm Zügel!“

„Der Kerl ist freilich ein Eisenfresser und sieht aus, als ob er den Gottseibeiuns selbst im Leibe habe“, erwiderte Johann, „aber ein Pferd ist doch nur ein Pferd und . . . .“

„Still, Niklas, er kommt!“ rief der Reitknecht und deutete in das offene Thor des Hauses, wohin alle Drei jetzt die Blicke wandten.

„Er ist noch im Gespräch mit dem Herrn, auf der Treppe“, flüsterte der Haarkräusler, wie die Andern spottend ihren Gefährten, den Kammerdiener, nannten. — Sie stellten sich ehrfurchtsvoll auf die Seite und schielten nur verstohlen seitwärts nach den die Treppe Herabkommenden.

In diesem Augenblick trat von der Gasse her ein Mann, der das schwarze lange Kleid eines Geistlichen trug, auf die Diener zu und redete sie an. „Guten Morgen, meine lieben Freunde! Ist dies das Haus, in welchem der Herr Oberstburggraf von Martiniz aus Prag wohnt?“

„Ja, ehrwürdiger Herr“, antwortete der Kammerdiener, „der Herr Obristburggraf wohnt hier!“

„Ist er zu Haus“, fragte der Geistliche und war im Begriff einzutreten.

„Ich bitte, ehrwürdiger Herr, verzeiht einen Augenblick. Der gnädigste Herr hat soeben einen Besuch gehabt, dem er das Geleite bis auf die Treppe gibt. Jetzt eben kann ich Euch nicht eintreten lassen. Allein, wen hätte ich nachher die Ehre anzumelden?“

„Ich bin der Pater Thyßka aus Prag und komme aus Wien mit Aufträgen an den Herrn Obristburggrafen.“

Die drei Diener verbeugten sich ehrfurchtsvoll und der Haarkräusler ergriff des Paters Hand mit den Worten: „Ehrwürdiger Herr, laßt mich Eure Hand küssen und gebt mir Euren Segen! Ich heiße Stephan Harneck und bin selbst aus Prag, von der Kleinseite. Ich erinnere mich jetzt sehr wohl, Ew. Ehrwürden oft gesehen zu haben.“

„Es freut mich, daß Ihr mich erkennt, mein Sohn“, entgegnete Thyßka. „Die Gnade des Herrn sei mit Euch“, sprach er feierlich und legte die Hände segnend zuerst auf das Haupt Stephan's, dann auf das der andern Diener, die in Ehrfurcht die Knie vor ihm beugten.

Als sie sich wieder erhoben, hörte man ganz nahe klirrenden Sporenklang, doch von langsamen ruhigen Schritten. Rasch traten die Diener auf die Seite; Thyßka blieb ihnen gegenüber, gleichfalls etwas zur Seite zurückgezogen.

Ein kleiner Mann in vornehmer Kriegstracht, doch von ganz eigenthümlichem Schnitt, schritt auf das Thor zu; im Gehen drückte er sich den hohen, spitzigen Hut auf die Stirn und rückte ihn zurecht. Diese Bewegung zog die Blicke unwillkürlich zunächst auf sein Angesicht. Ein paar

finstre Augen rollten unruhig unter einer breiten, tief gerunzelten Stirn. Ein langer verwilderter Zwickelbart verdeckte die Oberlippe fast ganz; kurzes graues Barthaar ums Kinn und spärliches, nachlässiges Haupthaar von gleicher Farbe gaben dem Gesicht einen wilden Ausdruck, der sich durch eine große gebogene Nase, starke Backenknochen, hohle Wangen und ein scharfgespitztes Kinn noch verstärkte. Die gesammten Züge hatten, mit Ausnahme der unstet rollenden Augen, eine steinerne Unbeweglichkeit. Die kleine, hagere Gestalt erschien noch kleiner unter dem hohen Spitzhut, von dem eine rothe Straußenfeder bis auf den Rücken herabwallte. Ein spanisches Wams von hellgrünem Atlas, geschlitzte Beinkleider von demselben Stoff und ein kurzer schwarzer Mantel bildeten die Tracht des Kriegsmannes. An einer fast handbreiten Binde, die er über dem Wams trug, hing sein Degen, auf den er die linke Hand nachlässig gelegt hatte, damit ihm die Spitze nicht zwischen die breitstulpigen Reiterstiefeln schlage. Er ging langsam, fast schleichenden Schrittes, wie Einer, dem jede Eile überflüssig ist; aber trotz des leisen Auftretens so fest, als ob ihn Niemand aufhalten könne. Die scheu auf die Seite getretenen, sich tief verbeugenden Diener sah er mit keinem Blick an, doch als sein Auge zufällig auf Thyßka traf, dessen Kleidung durch Farbe und Schnitt den Geistlichen, und zwar den Jünger der Gesellschaft Jesu zweifellos bezeichnete, nahm er den Hut ab und grüßte, sich tief verbeugend, mit einer Ehrerbietung, die an Demuth streifte. Doch sprach er kein Wort, sondern ging schweigend auf den Grauschimmel zu, der von dem Augenblick an, wo er seinen Herrn und Reiter kommen sah, die muthigen, wilden Augen fest auf diesen heftete, ihm den Kopf zuwandte und durch regungsloses Stillstehen ihn gleichsam zum Aufsitzen einzu=

laden schien. Der Reitersmann des Rappen hatte sich abgeschwungen und hielt dem Aufsteigenden Zügel und Bügel. Mit derselben langsamen Sicherheit, wie er ging, saß der Oberst auf, und ritt, ohne sich umzusehen, im ruhigen Schritt davon. Wirklich ging der Grauschimmel unter ihm wie ein Lamm; es schien, als wage er nicht mehr, nur das Haupt zu schütteln.

„Siehst du, Niklas", rief der Reitknecht Johann, „es ist wie ich sage. Unter ihm rührt sich der Schimmel nicht mehr!"

„Hm!" murmelte dieser, „es ist wahr, aber ich glaube nicht, daß das Teufelsthier einen Andern auf seinem Rückgrat duldete!"

Thyßka hatte trotz des demüthigen Grußes, den er von dem Krieger empfing, doch ein unheimliches Gefühl mächtiger Ueberlegenheit desselben empfunden und sich selbst noch viel demüthiger verneigt. Er blickte dem Hinwegreitenden lange nach, und erst als er um die nächste Ecke bog, fragte er mit dem Tone des Staunens und der Ehrfurcht: „Sagt mir, meine Freunde, wer war der Offizier?"

„Oberst Tscherklas, Graf von Tilly, des Herrn Herzogs Maximilian erster Feldhauptmann", antwortete der Kammerdiener. „Jetzt kann ich Euch melden, ehrwürdiger Herr", setzte er sogleich hinzu. „Befehlt Ihr?"

Thyßka bejahte. Wenig Augenblicke darauf stand er im Gemach vor Martiniz.

Es war jetzt über anderthalb Jahre her, daß Thyßka denselben nicht mehr gesehen hatte. Einige Monate vor der Gewaltthat, die ihm zu Prag geschehen, war er ihm in der prager Schloßkirche bei einem feierlichen Hochamt

begegnet. Schon damals flößte die lange, hagere Gestalt desselben, sein schwarzes Haar, die starren Züge und das finstre Auge eine eigene Scheu ein. Jetzt hatten sich diese schroff hervortretenden Eigenthümlichkeiten noch weit erhöht. Es war als habe sich ein Geist der Erbitterung in den schon so herben Zügen festgesetzt, der jedem Muskel noch eine schärfere Zeichnung gab. Nimmermehr hätte man in dem versteinerten Haupte die geschickte Beweglichkeit des Geistes vermuthet, die doch ihren Wohnsitz darin aufgeschlagen hatte, sich aber durch kein einziges äußeres Zeichen verrieth. Nur der Stempel der zähen Beharrlichkeit prägte sich in diesen scharfumgrenzten, festgeschlossenen Lippen aus, drückte sich auf die felsige Stirn und schimmerte aus dem tiefbohrenden Blicke. Man würde einen Eid geschworen haben, daß niemals ein Lächeln über dieses Angesicht hingeschwebt sei. Selbst der Anblick eines Mannes, der so entschieden seiner Partei zugehörte, völlig die gleichen Bestrebungen mit ihm verfolgte, und der da kam, um sein eigenes eifriges Thun zu unterstützen, entlockte ihm auch nicht die leiseste Andeutung des Wohlwollens bei der Begrüßung. Er winkte dem Pater nur Platz zu nehmen, setzte sich ihm gegenüber, nahm den Brief, den ihm Thyßka überreichte, stumm entgegen, murmelte, indem er ihn erbrach, nur die Worte: „Von Lamormain!" und las starr, unbeweglich. Nur einmal wurde das bleiche Gesicht noch bleicher, als ob ein fahler Blitz seinen Schein darauf geworfen hätte; doch es war wie ein einziges Zucken, und dann lagerte sich wieder die alte Todtenblässe auf Wangen und Stirn.

„Ich freue mich, Euch hier zu sehen, Pater Thyßka", sagte er tonlos, nachdem er den Brief mit schärffster Aufmerksamkeit bis zu Ende gelesen; „wir werden also gemein=

schaftlich arbeiten. Ihr kennt die hiesigen Verhältnisse bereits?"

Thyßka erwiderte, indem er die Mittheilungen, welche ihm Lamormain mündlich gemacht hatte, in der Kürze wiederholte.

„Pater Eusebius, ein gewichtiger Mann, ein sehr gewichtiger Mann", nahm Martiniz nach einigem Schweigen das Wort; „nicht minder der Hofkaplan, Doctor Klesheim. Se. Hochwürden haben Euch an die rechte Stelle verwiesen, Pater Thyßka."

„Ich möchte Euch wol fragen, Herr Obristburggraf", begann Thyßka, da Martiniz nach diesen wenigen Worten wiederum schwieg, „ob Ihr glaubt, daß diese beiden würdigen Herren unsere Meinung theilen werden."

Martiniz wiegte den Kopf mit einem lang gezogenen „Hm! — Wenn sie unsere Ansicht so ohne weiteres theilten, wäre es nicht nöthig, Pater Thyßka, sich besonders mit ihnen zu verständigen. Es kommt nur darauf an, ob ...."

Er machte eine Pause. Thyßka sah ihn fragend an. Abzulesen war aber diesem finstren verknöcherten Angesichte nichts.

„Ihr habt ein Bedenken, gnädigster Herr?" fragte der Pater nach einigen Augenblicken.

„Ich glaube, Pater Thyßka, daß die Herren, wenn sie auch Eines und Dasselbe mit uns wollen, es doch gern sehen würden, wenn wir uns einige Mühe um sie gäben!"

„Gewiß, gewiß!" antwortete Thyßka. „Man wird ihnen zeigen müssen, daß man das größte Gewicht auf ihre Meinung legt."

„Wie weit habt Ihr Vollmacht zu gehen?" fragte Martiniz trocken.

Thyßka sah ihn zweifelhaft an.

„Mit Einem Wort, wie hoch habt Ihr das Gewicht ihrer Stimmung abzuschätzen?"

„In Wahrheit, ich habe keine Instructionen der Art erhalten", antwortete Thyßka gemessen.

„So hätte sich der ehrwürdige Pater Lamormain diese Wege selbst vorbehalten? Denn ich kenne sein Geschick im Unterhandeln zu lange, um anzunehmen, daß er die Pfade, die zuletzt doch allein mit Sicherheit zum Ziele führen, nicht einschlagen werde. Ich rathe Euch denn, Pater Thyßka, daß Ihr Euch darüber Gewißheit verschafft."

„Sollte die Klarheit der Vortheile, welche in der Ausführung unserer Absichten liegt, nicht hinreichend sein, diese Herren zu bestimmen?" fragte Thyßka.

Martiniz wiegte wiederum den Kopf und ließ jenen summenden Ton hören, durch den er seine Zweifel auszudrücken pflegte. „Klarheit der Vortheile?" hub er endlich an. „Wenn sie so klar sind, weshalb sich soviel Mühe geben, die Herren davon zu überzeugen? Würde sie dann der Herzog Maximilian nicht auch sehen? Für unsere Zwecke ist die Wahl unseres gnädigsten Herrn zum deutschen Kaiser unbedingt die vortheilhafteste. Könnten aber nicht dem Herzog Maximilian andre Ziele vorschweben? Oder könnte es nicht in den Vortheilen seiner Rathgeber liegen, ihm andre als vortheilhafter zu schildern? Ich rathe Euch, das wohl zu überlegen, Pater Thyßka. Wer am höchsten bietet, kauft am sichersten. Das ist ein unumstößlicher Satz; Ihr solltet ihn auch kennen, meine ich!"

„Kennen, aber nicht Jeglichem bekennen", dachte Thyßka und schwieg. Da aber auch Martiniz ihn nur forschend ansah, ohne weiter zu sprechen, nahm er das

Wort wieder auf: „Ich denke, Herr Obristburggraf, in gewisser Beziehung muß dieser Satz auch überall gelten. Es kommt nur darauf an, was Jedem als das höchste Gebot erscheint! Freilich, den Einen lockt Ehre, den Andern Gold, den Dritten irdische Macht. . . . Viele aber erwärmen sich auch für eine große, heilige Sache, und Diese, denke ich, werden durch die richtigste Förderung derselben gewonnen!“

Martiniz warf nur sein „Hm!“ dazwischen.

„Was den Herrn Pater Eusebius und den Herrn Hofkaplan angeht . . . .“, hub Thyßka wieder an.

„So werdet Ihr, würdiger Vater“, unterbrach ihn Martiniz rasch, „ohne Zweifel sehr schnell den Grund und Boden zu erkennen wissen, auf dem sie stehen. — Diese werden aber nicht die Einzigen sein, die wichtig für unsere Zwecke sind und auf die Ihr Einfluß zu gewinnen suchen müßtet.“

„Auf dem weltlichen Gebiet“, antwortete Thyßka, „kann unsere Sache in keiner bessern Hand ruhen als in der Eurigen, gnädigster Herr.“

„Ihr irrt. Es gibt hier so Manchen, der nicht dem geistlichen Stande angehört, auf den Ihr jedoch vielleicht mehr einwirken könnt als ich. Jedenfalls verrichten zwei Hände mehr Arbeit als eine. Soeben verließ mich ein Mann . . . .“

„Der Graf von Tilly?“ fragte Thyßka etwas eilfertig dazwischen.

„Ihr kennt ihn?“

„Er wurde mir von Euren Leuten genannt, da ich ihm an der Hausthür begegnete“, antwortete Thyßka.

„Er ist ein Mann, von dem Vieles abhängt, aber auf den Ihr viel mehr Einfluß haben werdet als ich. In Allem

was er als Soldat zu thun hat, sieht und handelt er selbst, fragt Niemand. Allein wer und was in Glaubenssachen am förderlichsten sein möchte, darüber nimmt er Rath an, und mehr von Euch als von mir. Mit Einem Wort: hat er einmal den Degen gezogen, so weiß er, wie er ihn brauchen soll; aber es ist mit ihm darüber zu reden, für wen und für was er ihn ziehen muß.“

„Ich habe ihn mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachtet; ein Mann, der ein Fels der Kirche zu sein verheißt!“

„Ein Schwert derselben genügt. — Ich will Euch näher mit ihm bekannt machen, Pater Thyßka.“

Thyßka verbeugte sich dankend.

„Es wird gerade heut glückliche Gelegenheit dazu sein, und zu mancher andern Bekanntschaft. Für diesen Abend ist ganz plötzlich, mir selbst höchst überraschend, großer Empfang bei Sr. Hoheit dem Herzog Maximilian angesagt. Ich werde mich sogleich zum Obermarschall begeben und es einleiten, daß Ihr noch heut nach der Vorschrift des Ceremoniells eingeführt werdet und für den Abend die Einladung erhaltet. Dort werdet Ihr fast alle Männer beisammen treffen, die von Einfluß in unserer Sache sind. Ich will stets an Eurer Seite sein und Euch die Pforten öffnen; wie Ihr Euch dann in den Irrgängen, zu denen sie führen, zurecht findet, das sei Eure Sache, Pater Thyßka!“

„O“, erwiderte dieser sich verneigend, „durch Eure gräflichen Gnaden eingeführt und berathen, hoffe ich die rechten Wege zu finden.“

„Ich will es wünschen. — Wo seid Ihr abgestiegen, Pater Thyßka?“

„Im Sanct-Aegidiuskloster.“

„Dort hole ich Euch um Mittag ab, zum Obermarschall.

Allein vergeßt nicht die goldene Regel mitzuführen, die ich Euch vorhin gab!“

Thyßka lächelte. „Gewiß nicht!“

Martiniz hatte die ganze Unterredung mit unbeweglich starren Zügen geführt, bis auf jenes eine, blitzähnliche Zucken, das sie beim Lesen des Briefes überflog. Sonst bewahrten der ernste Widerspruch, die vorsichtige Zurückhaltung, die freiere Eröffnung, selbst die halb scherzende Hindeutung dieselben starren Linien; nur daß das eintönige Schattendunkel sich zuweilen noch tiefer darauf lagerte. Er schien, da er sich auf seinem Sessel nicht bewegte, noch nicht abbrechen, sondern auf einen andern Gegenstand übergehen zu wollen. So entstand eine längere Pause. Wie zufällig bewegte er die Hand über die Brust in das halb aufgeknöpfte Kleid, wohin er den Brief gesteckt hatte. Er schien ihn unwillkürlich berührt zu haben und dadurch an etwas darin Enthaltenes erinnert zu werden; denn derselbe unheimliche Anflug von stärkerem Erblassen seines bleichen Gesichts wiederholte sich.

„Ihr seid lange nicht in Böhmen gewesen?“ fragte er, und in seinen zusammengezogenen Lippen drückte sich eine gewaltsam verhaltene Leidenschaft aus.

Thyßka erwähnte kurz seiner letzten Anwesenheit dort.

„Thurn hat Euch seitdem vor Wien besucht“, warf Martiniz mit regungsloser Stirn hin.

„Allein nicht in Wien!“ war Thyßka's Antwort.

„Ich denke ihm in Prag den Gegenbesuch zu machen!“ klang es mit dumpfer Schwere von des Grafen Lippe, wie Erzstufen, die mit schwerem gedämpften Fall in die Tiefe schollern.

„Der Weg nach Prag führt über Frankfurt, denke ich“, entgegnete Thyßka gewandt.

„So ist's!" antwortete der Graf und stand auf.

Thyßka empfand, daß er jetzt abbrechen müsse. Er verbeugte sich und ging.

In dem Augenblicke, wo sich die Thür hinter ihm schloß, war es, als ob Martiniz durch eine elektrische Gewalt aus seiner eisigen Erstarrung emporgerissen werde. Aus einem Erzbild wurde er zu einem blutlosen Dämon, dem jeder bleiche Muskel, jeder Nerv von krampfhafter Lebenskraft zuckte. Er riß den Brief aus dem Busen, that, darauf hinstarrend, einige heftige unwillkürliche Schritte, und blieb dann plötzlich wieder, wie mit zum Schwur gehobener Hand stehen. „Und wenn ich das Tausendjährige Reich überlebe", murmelte er dumpf, „meine Rache soll nicht erkalten! Ich will dir meine Schuld zurückzahlen, Thurn, und wäre der Wechsel auf den Jüngsten Tag gestellt! Du hast mich gestürzt und bist auf stolzen Gipfel gestiegen; doch sei auf deiner Hut! Bis vor die Mauern Wiens geleitete dich das tückische Glück, nicht hinein! Es hat sich von dir gewandt. Jetzt naht der Tag der Vergeltung! Wehe dir! Wehe euch Allen, wenn wir vor Prag stehen, wie ihr vor Wien standet. Dreimal Wehe, wenn mein Fuß wieder in die fluchbeladene Stadt dringt!" — — Seine Lippe bebte; sein Auge rollte unter dem Marmorfels seiner Stirn. Immer hastiger ging er auf und nieder. „Ihr habt mich häuptlings aus dem Fenster gestürzt, wie den verächtlichsten Missethäter! Aber der Engel des Herrn überwachte mein Haupt! Borzita von Martiniz hat als Kärrner auf der Landstraße die Peitsche geführt, — mit dem niedrigsten Gesindel auf ekler Streu gelegen, im Kehricht und Ungeziefer! — Gibt euch der Herr in meine Hand, so soll .... Nur Geduld!" sagte er leise aufathmend, „am Ziel eurer Tage steht der Rabenstein! — Der Henker zerbreche mein Ritterschwert,

wenn sein Henkerschwert nicht euer Haupt trifft! Und deines vor allem, der du die Saat der Frevel gestreut!"

Es pochte leise.

Mit der gewaltigen Willenskraft, die er besaß, war seine düstre Glut im nämlichen Augenblicke wieder in Eis verwandelt.

„Herein", rief er im Ton der völligsten Ruhe und wandte der Thür ein Angesicht zu, in welchem dem schärfsten Beobachter auch nicht eine leise Linie die innere furchtbare Wallung seiner Seele verrathen hätte.

Es war der Kammerdiener, welcher eintrat.

„Was gibt's, Harneck?" fragte ihn Martiniz im gleichgültigsten Tone.

„Der Hofschneider mit dem neuen gestickten Kleide für Ew. Gnaden ist da."

„Endlich! Es war die höchste Zeit!"

„Befehlen Ew. Gnaden, daß er eintrete?"

„Folge mir mit ihm in mein Ankleidezimmer. Wir wollen das Kleid sogleich versuchen. Es könnte sein, daß noch etwas abzuändern wäre für heut Abend."

Mit diesen Worten verließ er das Gemach, und Harneck ging, um ihm den Meister mit dem neuen goldgestickten Hofkleide nachzuführen.

Sechstes Capitel.

Zum Abend um acht Uhr war der große Empfang bei Hofe im Schlosse zu München angesagt. Es war dies ein ganz außergewöhnliches Ereigniß und erregte allgemeines Staunen. Denn einmal fanden um diese Jahreszeit, im August, niemals Hoffeste in der Residenz statt, weil der Herzog Maximilian den Sommer stets auf einem seiner Schlösser außerhalb der Stadt zubrachte, und bis vor zwei Tagen sogar noch in Oberbaiern gewohnt und der Gebirgsjagd eifrig obgelegen hatte. Zweitens fiel die Stunde auf, da sonst sechs Uhr die gewöhnliche für Abendfeste bei Hofe war. Endlich erregten auch die sonstigen Voranstalten Verwunderung, denn es waren nicht nur die gebräuchlichen Festräume, sondern das ganze Schloß dazu in Anspruch genommen und so festlich hergerichtet als möglich; auch hatte der Obermarschall Graf Rechberg, weit über die eigentliche Hofgesellschaft hinaus, Einladungen ergehen lassen an die Mitglieder der städtischen Verwaltung und die Angesehensten der Kaufleute und sonstigen Bürgerschaft. Alles sollte, so hatte der Herzog befohlen, mit der höchsten Pracht eingerichtet werden, sodaß man mit Recht ein Fest erwartete, wie es München seit Jahren nicht gesehen. Doch Niemand kannte die Ursache dieser außerordentlichen Veranstaltung, und deshalb waren Spannung und Staunen um so größer und die vielfachsten Vermuthungen wechselten.

Um zwölf Uhr fuhr Martiniz mit Thyßka bei dem Obermarschall vor. Dieser empfing den Gast mit einer Auszeichnung, wie sie nur ein Geistlicher ersten Ranges hätte

erwarten dürfen. Er bedaure nur, äußerte der Graf Rechberg, daß die augenblicklichen dringenden Geschäfte ihn jetzt eben hinderten, dem hochwürdigen Herrn, der mit Aufträgen eines so berühmten und verehrten Mitgliedes der Kirche, wie der Beichtvater Sr. Majestät des Königs von Ungarn und Böhmen, in München erscheine, selbst seine Zeit und Dienste zu widmen. Thyßka hatte indessen von diesen Aufträgen nur diejenigen berührt, die er bereits in Ingolstadt auszuführen begonnen hatte. Sein Geschick für weltliche Händel kam ihm dabei vorzüglich zu Statten, denn er wußte sich so geläufig und mit so klarer Sachkenntniß darüber auszulassen, daß der Obermarschall ihm die Artigkeit sagte: er würde ihn für einen berühmten Rechtsgelehrten gehalten haben, wenn die geistliche Tracht ihn nicht eines Andern belehrt hätte. — Der Besuch währte übrigens nur ganz kurze Zeit, da der Graf zu bedrängt mit Geschäften war.

Martinitz war durch den Empfang, den der Pater erfahren, und durch die Geschicklichkeit, womit er demselben entsprochen, gewissermaßen stolz auf ihn geworden. Er fühlte sich dadurch verpflichtet, sich seiner eifriger anzunehmen, als er es diesen Morgen im Sinne hatte, und erbot sich sogleich ihn auch selbst beim Pater Eusebius und Doctor Klesheim einzuführen. Zugleich knüpfte er daran eine Einladung zu dem heutigen Mittag. Das erste nahm Thyßka mit Dank an; in Betreff der Einladung aber entschuldigte er sich. Er sei durch die lange Reise schon allzu häufig in seinen geistlichen Pflichten und Observanzen unterbrochen worden, und fühle sich daher gedrungen, sowol den Andachtsübungen in dem Kloster, wo er Gastfreundschaft empfangen, beizuwohnen, als auch das brüderliche Mahl der Klosterbewohner zu theilen.

Neben diesen geistlichen Pflichten, welche Thyßka anführte, waltete aber noch ein anderer Grund ob, weshalb er des

Grafen Einladung ablehnte. Er fühlte sich durch dessen Nähe wie gelähmt, das Eis seines Wesens ließ auch ihn innerlich gefrieren. Anfangs war er sich dessen nicht sogleich bewußt geworden; wie aber eine erkältende Temperatur allmälig ihre Herrschaft übt, so hatte jetzt das längere Beisammensein mit Martiniz diese Folge für Thyßka gehabt. Er war beharrlich, zäh, arbeitete unablässig seinem Ziele entgegen, aber er that es mit einer innern Regsamkeit; es war ihm Bedürfniß, vielseitige Thätigkeiten dabei in raschen Gang zu setzen. Daher schmiegte er sich leicht der unerschöpflichen Gewandtheit Lamormain's an, und folgte den tausend Krümmungen seiner labyrinthischen Wege, wenn er auch, gleichfalls mit einem hohen Grade listiger Gewandtheit begabt, auf der äußersten Hut dabei war. Allein mit Martiniz konnte er wol das nämliche Ziel, aber nicht den gleichen Weg haben. Thyßka hatte die Weise, sich wie ein umspinnendes, leicht biegsames Schlingkraut dem Gipfel zu nähern, jeden Augenblick mit neuen Ranken aufzuklimmen, jede Schärfe wie jede Glätte geschickt zu umgehen, immer aber mit neuer lebendiger Kraft aufzustreben. Martiniz dagegen drang seinem Zwecke zu wie ein nagendes Gift, das sich in die feinsten Fasern des Stoffs einsaugt, und still schleichend, schauerlich, in unaufhaltsamer Zerstörung weiter frißt, bis es das innerste Herz des Lebens erreicht hat. Er glich einem kalten Schwammgewächs, das, eine träge, todte Masse, täglich unverrückbar Dasselbe zu sein scheint, und doch in jeder Secunde weiter und weiter greift, bis es den mächtigen Stamm in seiner beklemmenden Umarmung erstickt hat. Wer ihn als Gegner erkannte, mußte die Wirkung seiner versteinernden Natur mit verdoppeltem Grauen empfinden; unberührt davon blieb aber Niemand, selbst nicht seine Freunde. So Thyßka; deshalb suchte er aus Martiniz'

Sphäre zu kommen, und er hätte auch seiner Begleitung zu Eusebius und Klesheim lieber entsagt, doch war sie nicht abzulehnen.

Sie fuhren zunächst bei dem Pater Eusebius, des Herzogs Beichtvater, vor, der ganz in der Nähe in dem zur Theatinerkirche gehörigen geistlichen Gebäude wohnte. Er war nicht zu Haus. Thyßka war nicht unzufrieden damit.

Der Hofkaplan Doctor Klesheim hatte eigentlich seine Wohnung im Schlosse selbst. Doch in der Sommerzeit bewohnte er ein kleines Landhaus, das an dem Saum des zum Schlosse gehörigen, damals weit ausgedehnten Parks, von welchem später ein Theil zum Hofgarten umgestaltet wurde, lag. Die Entfernung betrug eine kleine halbe Stunde von der Stadt.

„Ihr werdet in dem Hofkaplan einen freundlichen, aber sehr schlauen Mann finden, würdiger Pater Thyßka", begann Martiniz während der Fahrt durch den Park; „er wird Euch zu jedem Wort Ja sagen, in jeder Ansicht beistimmen. Doch hütet Euch, die Worte schon für Thaten zu nehmen."

„Ich danke Euch, gnädigster Herr, für diese Warnung", erwiderte Thyßka; „ich werde des Wahlspruchs meines alten Lehrers wohleingedenk sein: Verbum ventus, factum rupes — Wort ist Wind, That ist Fels!"

„Der Kaplan hat Liebhabereien", fuhr Martiniz aus einer ganz andern Richtung fort, als habe er Pater Thyßka's Entgegnung, der nicht ganz unzufrieden mit seiner Antwort war, sondern sich auf die treffende Nutzanwendung des lateinischen Wortes etwas zu Gute that, gar nicht gehört. „Er ist ein Büchersammler."

„Das gibt vielleicht einen glücklichen Anknüpfungspunkt,

um seine Gunst zu gewinnen", antwortete Thyßka verstehend.

„Gewiß", erwiderte der Graf. „Laßt ihn nicht unbenutzt."

„Ich bin nicht ganz ohne Kenntniß in diesem Fach", bemerkte Thyßka, „das wird mir zu Statten kommen."

„In andern Dingen ist der Kaplan sehr einfach. Ich glaube nicht, daß ihn irgend etwas so leicht locken würde", fuhr Martiniz belehrend fort, wiederum ohne auf des Paters Antwort einzugehen. „Es thut auch nichts; es reicht hin, wenn Jemand an einem Seile zu führen ist."

„Zumal wenn man ihn dahin führen möchte, wohin er selbst gern geht oder gehen sollte", war die Antwort Thyßka's.

Martiniz machte eine geringschätzige Bewegung des Mundes, als wolle er sagen: „Darauf kommt nichts an", erwiderte aber nichts.

Der Pater sah sich durch dieses Schweigen veranlaßt zu sagen: „Meint Ihr nicht auch, gnädigster Herr, daß der Herr Hofkaplan mit uns das gleiche Ziel haben muß?"

„Wer da merkt, daß Ihr ihn einen Weg schicken wollt, bringt ihn Euch in Rechnung, wenn er ihn auch von freien Stücken gegangen wäre!" erwiderte der Graf.

„So seid Ihr der Ansicht, gnädigster Herr, daß ich unsere Wünsche nicht zu klar andeuten dürfe?" fragte Thyßka mit bescheidenem Ton.

Martiniz schüttelte das Haupt. „Sie wissen hier Alle, was wir wollen müssen!"

„Allerdings", pflichtete Thyßka bei, „wir können ja gar nicht anders wollen; sie aber, dächte ich, auch nicht!"

„Ihr irrt! Es ist gar nicht so sicher, daß sie den Vor-

theil erkennen sollten, der für den Herzog darin liegt, sich mit der zweiten Stellung zu genügen und die erste unserm Herrn einzuräumen. Es ist also nothwendig, daß Jeder, der uns hülfreich sein soll, eigenen Vortheil finde bei Dem, was wir wollen."

„Gewiß, gewiß", bestätigte Thyßka. „Ich werde Beides im Auge halten, das Heil des Ganzen darthun, und zeigen, wie Jedem, der uns zum Ziele hilft, ein eigenes erwünschtes Ziel gewiß ist!"

„Wofür Ihr Bürgschaften geben müßt, denn Worte ... wie war Euer Spruch?"

„Worte Wind, Thaten Fels", wiederholte Thyßka lächelnd.

„So ist's!" bekräftigte Martiniz und nickte mit regungslosem Antlitz.

Sie hielten an der Wohnung des Hofkaplans. Es war in der Mittagsstunde. Die Sonne schien hell auf die Vorderseite des kleinen Hauses, dessen Fenster sämmtlich durch gegitterte Sommerladen geschlossen waren.

Es war Alles so still umher, als sei das Haus ganz unbewohnt. Die Angekommenen stiegen aus dem Wagen und gingen durch den kleinen Vorgarten bis zur Hausthür, ohne daß ihnen Jemand entgegengetreten wäre. So mußten sie sich durch den Hausklopfer, den Martiniz faßte, anmelden. Der Klang tönte schallend durchs Haus, schien aber doch nicht bemerkt zu werden.

„Ist das Haus ausgestorben?" fragte Martiniz.

„Unsicher muß sich der Herr Kaplan in dieser Wohnung nicht fühlen", bemerkte Thyßka lächelnd, „denn er überläßt das Haus ziemlich sich selbst. — Doch da höre ich ein Geräusch!"

Er lauschte.

Es näherten sich bequeme Schritte auf weichen Sohlen von innen der Hausthür. Sie öffnete sich und der Kaplan selbst stand, im weiten braunen Hausgewande, mit schwarzem Käppchen bedeckt, in der Pforte. Eine Feder steckte hinter seinem Ohr. Er sah den Besuch verwundert, aber nicht unfreundlich an; den Grafen schien er nicht zu kennen oder zu erkennen; doch da er an Thyßka die geistliche Tracht, also einen Amtsbruder in ihm sah, ging er diesem entgegen und redete ihn mit den Worten an: „Seid willkommen, mein Bruder in Christo; was führt Euch in meine ländliche Einsamkeit? — Und wen begrüße ich in Euch?“ wandte er sich zu Martiniz.

„Ew. Hochwürden erkennt mich nicht, wie es scheint“, nahm dieser das Wort: „Obristburggraf von Martiniz.“

„Ei, Herr Obristburggraf!“ rief der Kaplan überrascht aus und bot ihm die Hand, „Euer Besuch ist mir so unvermuthet, daß ich Euch in der That nicht erkannte. Meine Kurzsichtigkeit ist schuld. Ich habe Euch nur am Hofe bei Kerzenschein gesehen, und da haften mir die Eindrücke zu unbestimmt. Ich bitte, tretet näher. — Entschuldigt nur, ich bin ganz allein im Hause und mußte daher mein eigener Pförtner sein!“

Martiniz stellte nach einigen höflichen Gegenworten den Pater Thyßka vor, und bezeichnete ihn als einen von Lamormain Beauftragten.

Bei diesem Namen ging in den Zügen des Kaplans eine unverkennbare Veränderung vor; sie drückte Erstaunen und Ehrfurcht aus. „Doppelt willkommen denn, theurer Bruder, wenn Ihr von dem hochwürdigen Pater Lamormain, von diesem gelehrten, geistvollen Haupt in unserer Kirche, gesandt seid! Wie ist sein Befinden? Bietet sein unermüdeter und unerschöpflicher Geist, die nie erlahmende

Kraft seines Willens noch immer dem kränklichen Körper siegreich Trotz? — O ich bitte, erzählt mir von ihm! Wir müssen uns recht aus der Seele über ihn besprechen!"

Martinitz war nicht gestimmt, auf eine, wie er jetzt vermuthete, ausgedehnte und wenigstens wortreiche, müßig gesellige Unterhaltung einzugehen. Alle Reize eines harmlosen Verkehrs glitten an dem Stahlpanzer seiner Gesinnung ab. Sehr zu Thyßka's Zufriedenheit sagte er daher: „Mich bitte ich zu entschuldigen, Herr Kaplan. Meine Pflicht, den Herrn Pater bei Ew. Hochwürden einzuführen, habe ich erfüllt. Jetzt nöthigen mich andere wichtige Obliegenheiten zur Stadt zurückzukehren. Mein Wagen soll aber sogleich wieder zu Euren Diensten stehen, Pater Thyßka, um Euch zurückzuführen!"

Trotz der höflich bedauernden Worte des Kaplans blieb Martinitz bei seinem Entschlusse, nahm Abschied und fuhr zurück.

Der Hofkaplan führte Thyßka in sein Arbeitszimmer.

„Ihr habt hier", begann dieser mit einem Blick auf das Gestell mit Büchern, welches rings um die Wände lief, „eine schöne Bibliothek, verehrter Bruder in Christo. Auch ich bin ein großer Bücherfreund und besitze manchen seltenen Schatz. Oder vielmehr, ich besaß ihn!" setzte er mit einem Seufzer hinzu.

„Wie das, werther Bruder?"

„Ich war unserer Brüderschaft in Prag angeschlossen, als dort der unglückselige Aufstand ausbrach. Außer der Bibliothek des Collegiums, die mir zu Gebote stand und die ich lange Zeit verwaltet habe, besaß ich dort auch vieles Eigene an Büchern und seltenen Manuscripten. Das ist nun in die Hand der Aufrührer gefallen!"

Der Kaplan drückte sein Bedauern aus. „Und sind

Euch diese Gegenstände für immer verloren?" fragte er. „Sind sie vernichtet?"

„Das will ich nicht hoffen, nicht fürchten vielmehr", versetzte Thyßka. — „Es mag Euch befremden", fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „daß ich von meinem eigenen Besitz spreche, da wir Mitglieder der Gesellschaft Jesu keinen Privatbesitz haben, allein ...."

„O ich verstehe", fiel der Kaplan ihm ins Wort. „Geld und Gut freilich besitzt der Einzelne nicht. Aber Jeder hat irgend etwas und darf es haben, was ihm persönlich angehört; sonst wäre ja auch ein Andenken von einem Freunde etwas Verbotenes! Bücher, Schriften sind ein Eigenthum ...."

„Das ich nur für mich sammelte, und das dennoch immer dereinst dem Orden zugefallen wäre", fiel Thyßka ein, „so wie es schon jetzt als Besitzthum desselben von unsern Feinden betrachtet worden und mir so verloren gegangen ist! — — Wer aber wollte nicht sein einzelnes Unglück leicht verschmerzen, wenn nur das Heil des Ganzen nicht so erschüttert würde! Gewiß, theurer Bruder in Christo, nagen diese Zustände unserer heiligen Kirche auch Euch am Herzen!"

„Wie könnte es anders sein!" antwortete der Kaplan. „Gott bessre es!"

„Ich denke", hub Thyßka vertraulich an, „Gott wird uns seinen Beistand nicht versagen, wenn wir Menschen nur selbst mit unserer schwachen Kraft beginnen und auf seine Hülfe vertrauen!"

„Wohl, wohl, bester Bruder!"

„Nun seht, mein theurer Bruder, zu diesem Zweck hauptsächlich bin ich hierher gekommen. Ich bin freilich nur ein geringes Werkzeug, ein schwacher Arm; allein die

Weisheit des Herrn bedient sich ja oft der unscheinbaren Hand, um Großes zu vollführen. Vollführen zu helfen, will ich sagen", setzte er rasch hinzu. „In Euch aber, würdigster Bruder, hätte die Kirche einen mächtigen Helfer, wenn Ihr derselben Eure Kräfte leihen wolltet!"

„Ihr scherzt, theurer Bruder; mein Arm ist wol schwächer als der Eure!"

„O mit nichten!" sagte Thyßka. Er begann jetzt mit Geschick und steigendem Eifer dem Kaplan die Lage der Wahlverhältnisse nach der Ansicht Lamormain's darzustellen.

Klesheim hörte, je länger und feuriger der Pater sprach, um so aufmerksamer zu. Sein heiter gemüthliches Gesicht wurde immer ernster.

Thyßka hielt es jedoch nicht für gut, schon jetzt mit persönlichen Vortheilen und Versprechungen dem Kaplan die Sache hervorzuheben, sondern wollte erst abwarten, wie sie durch sich selbst auf ihn wirken würde. Nachdem er Alles, was dafür sprach, vollständig entwickelt zu haben glaubte und der Kaplan ihn mit keiner Sylbe unterbrochen hatte, aber immer ernster und bestimmter geworden zu sein schien, sagte er zu demselben:

„Nun, theurer Bruder, ich habe Euch offen mein ganzes Herz ausgeschüttet. Eröffnet mir nun, ich bitte Euch, ebenso ohne Rückhalt Eure Meinung."

„Das will ich", antwortete der Kaplan mit einer Entschiedenheit, die ein ganz anderes Wesen in ihm erscheinen ließ als das der geselligen Freundlichkeit, welches er bis dahin gehabt. „In jedem wichtigen Geschäft, und es scheint wir haben hier eines zusammen, muß Alles klar hingestellt sein. Denn es handelt sich dabei nicht um Worte, sondern um Thaten und Dinge."

Thyßka mußte innerlich lächeln bei diesem Eingange, und seines lateinischen Sprichworts gedenken.

„Jeder“, fuhr der Kaplan fort, „muß bestimmt wissen, was er dabei gibt und empfängt. Also mit klarem Wort: Was wollt Ihr von mir, und was habe ich von Euch zu erwarten? — — Der König Ferdinand wirbt um die Kaiserkrone; er hat nur einen gefährlichen Nebenbuhler, das ist unser Herzog. Er wünscht, daß dieser nicht mit ihm in die Schranken trete. Ihr habt mir entwickelt, daß darin große Vortheile für meinen Fürsten liegen sollen.“

„Die Kaiserkrone ist eine schwere, sorgenvolle Last!“

„Unbedenklich. Aber ist sie das für den König Ferdinand etwa nicht?“

„Nicht in dem Grade; denn ....“

„Verzeiht“, unterbrach Klesheim, „in dem nämlichen, wenn mein Herzog so der Gegner des Königs sein will, wie dieser der Gegner meines Herzogs zu sein droht, falls dem die Kaiserkrone zufiele.“

„Nein, beim Himmel, er droht nicht; wir meinen nur ....“

„Daß es vortheilhafter für König Ferdinand ist, wenn man ihm das Feld allein läßt“, antwortete Klesheim scharf lächelnd.

Thyßka schwieg etwas empfindlich.

„Ich habe Euch aussprechen lassen, theurer Bruder“, nahm Klesheim das Wort wieder auf, „gestattet mir das nun auch. — Wenn ich als Diener der Kirche rede, so glaube ich, daß mein Herzog ebenso eifrig das Heil derselben fördern würde als König Ferdinand. Wenn ich sagen sollte, wer von Beiden in sonstigen Dingen dem Reich nützlicher sein würde, so möchte ich das nicht entscheiden, glaube aber doch, daß an Einsicht und Thatkraft

unser Herzog Keinem nachsteht. Fiele also die Wahl der Fürsten auf ihn, so würde das Reich wohl berathen sein, falls König Ferdinand sich ihm so fügsam unterordnete, als dieser es von unserm Herzog hofft, wenn ihm selbst, Eurem Herrn, die Kaiserkrone zu Theil wird. Aber — verzeiht wenn ich ganz aufrichtig bin — ich zweifle, daß der König Ferdinand geneigt ist, dem Herzog Maximilian von Baiern so zu gehorsamen, wie er es von ihm verlangen würde. Das würde dann freilich große Spaltungen, Kämpfe, Sorgen geben!"

„Das Haus Habsburg ....", unterbrach Thyßka.

„Laßt mich ausreden, theurer Bruder, wie ich Euch zu Ende reden ließ", fuhr Klesheim lebhaft fort. „Ich weiß was Ihr sagen wollt. Das Haus Habsburg ist von alters her gewohnt, die Kaiserkrone zu tragen; und weil es so oft diesen Vorzug genossen hat, möchte es ihn für immer behalten und in ein unangreifbares Recht verwandeln."

Thyßka biß sich auf die Lippe.

„Ihr seht, theurer Bruder, wir sind nicht blind über die Lage der Dinge. Wenn wir euch also entgegenkommen, geschieht es nicht, weil wir nicht wüßten, was euch treibt und drängt, sondern weil wir zu Nutz und Frommen des ganzen Reichs handeln wollen, falls man unsere Opfer auch als solche anerkennt. — Ihr habt Vortheile, die dem herzoglichen Hause erwachsen könnten, angedeutet. Gebt Gewähr dafür, und ich will, was mir an Einfluß auf meinen Herrn zu Gebote steht, in dem Sinne verwenden, wie es Eures Herrn Wunsch ist. Ich fordere nichts; bietet Ihr, und — gebt Bürgschaft!" Der Kaplan machte dabei eine schlau lächelnde Miene.

„So weit geht meine Vollmacht nicht", antwortete Thyßka halb verlegen.

„Das weiß ich, theurer Bruder; Eure Vollmacht reicht nicht so weit als des hochwürdigen Paters Lamormain Macht. Berichtet ihm also in diesem Sinne.“ — Klesheim behielt sein Lächeln bei.

Thyßka schwieg und überlegte.

Der Kaplan schien sich an seiner Unsicherheit zu weiden, und fuhr, seiner Sache völlig gewiß, fast satirisch fort: „Ich rathe Euch, theurer Bruder, verzögert die Sache nicht durch unnöthige Bedenklichkeiten und irrige Hoffnungen. Wir wissen lange schon durch des Grafen Martiniz' Thätigkeit, wohin ihr aus Wien wollt. Wir haben also unsern festen Entschluß gefaßt. Die Bemühungen des Kurfürsten von der Pfalz, unsern Herrn für seinen Plan zu gewinnen und dafür seine Stimme zur Kaiserwahl zu erhalten, sind freilich abgelehnt; allein da sie immer erneuert werden, bleibt uns noch vollständig freie Hand. Dagegen, im Herzen, ich bekenne es Euch, ist mein gnädigster Herr immer auf Seiten des Eurigen. Nur muß er, wo es seines Hauses und Landes Zukunft gilt, nicht blos Hoffnungen, sondern Sicherheiten haben. Ist's euch Ernst, so könnt ihr diese unbedenklich geben. Daß es unserm Fürsten völlig Ernst ist mit seiner brüderlichen Gesinnung für den König Ferdinand, davon werdet Ihr noch heut ..... wenigstens sehr bald“, lenkte er ein, „Beweise sehen.“

„Ihr zweifelt doch nicht, theurer Bruder, daß unser Herr und König aufrichtig gegen den Herzog gesinnt ist? daß er ihn mit gleicher brüderlicher Liebe umfaßt wie Herzog Max ihn?“ fragte Thyßka.

„Gewiß nicht. Und so zweifle ich auch nicht, daß Euer König thun wird, was ich Euch als unerläßliche Bedingung genannt habe. Erwartet aber nichts Anderes. Wollt Ihr noch zum Pater Eusebius .... gut, doch könnt Ihr die

Unterredung sparen. Wir Beide, Pater Eusebius und ich, sind völlig einverstanden." Das Lächeln verschwand nicht von Klesheim's Lippen.

„Nun, würdiger Bruder, so sprecht doch Eure Bedingungen aus", bat Thyßka, der unruhig zu werden begann.

„Nein; bietet Ihr nur, was Ihr geben könnt! Verschenkt aber nicht, was Ihr nicht habt!" antwortete Klesheim, scheinbar gutmüthig scherzend.

Thyßka entgegnete: „Was dem Herzog Maximilian für Glanz und Vortheile zuwachsen können, habe ich Euch angedeutet."

„Mit manchem Wenn und Aber, das sich an Ereignisse knüpft, die vielleicht eintreten, aber noch nicht eingetreten sind. Was aber, wenn das Letztere nicht geschieht? Was, wenn Kurfürst Friedrich sich nicht auf die Plane der Böhmen einläßt?"

Thyßka's Verlegenheit stieg. Klesheim weidete sich offenbar daran.

„Nun gut!" begann dieser nach einiger Zeit wieder und plötzlich sehr ernst: „Ich will Euch sagen, was ich für mein Theil denke, obgleich ich gar keine Macht habe zu verfügen oder zu versprechen. Böhmen ist im Aufstande; eure österreichischen Erbländer zur Hälfte auch. Ungarn bearbeitet Jessenius von Jessen, und Bethlen Gabor ist sein Bundesgenosse. — Ihr seht, ich bin unterrichtet. König Ferdinand ist in großer Bedrängniß, und unsere Hülfe kann ihn retten."

„Spanien ....", wollte Thyßka einwerfen.

„Spanien ist weit, unzuverlässig und hat die Niederländer auf dem Halse."

„Sie werden ihren Waffenstillstand halten."

„Möglich, doch ungewiß! Spanien muß seine Heere

immer Front gegen sie machen lassen, und kann Eurem König nicht wirksam helfen, selbst wenn es den guten Willen hätte. Genug, ihr bedürft unserer Hülfe und der aller Fürsten der katholischen Liga, deren Oberhaupt mein Herr ist. Wenn König Ferdinand einen Vertrag unterzeichnet, daß für die Vortheile, denen unser Herr entsagt, und für die Lasten der Kriegsrüstung, Böhmen und diejenigen der österreichischen Erbländer, die wir in euren Gehorsam zurückbringen und besetzen, verpfändet bleiben, so kann ich meinem Herrn mit gutem Gewissen anrathen, das, was Ihr wünscht, zu erfüllen."

„Wie kann ich mich dafür verpflichten ...."

„Ihr freilich nicht, so wenig wie ich; aber Ihr sollt dazu rathen, und zunächst dem Grafen Martinitz. Denn er dürfte vielleicht bald in den Fall kommen" — und hier begann die listige Miene des Kaplans wieder — „einen solchen Vertrag ganz ausgefertigt vor sich zu sehen!"

„Und die anderweitige Entschädigung, theurer Bruder, von der Ihr spracht?"

„Das sollte die sein, die Ihr selbst angedeutet habt. Da die Vacanz eines Kurhutes sehr ungewiß ist, so wird uns der böhmische verpfändet für den pfälzischen!"

„Der böhmische Kurhut!" rief Thyßka erschreckt.

„Nun, wenn das Land verpfändet ist, dann sind doch auch seine Gerechtsame verpfändet! — Behielte denn etwa der König Ferdinand die böhmische Kur, wenn ihm das Königreich verloren bliebe? Oder wäre die Vereinigung der beiden Kurstimmen auf Pfalz und Böhmen vielleicht vortheilhafter? — Nein, Pater Thyßka, die Sache liegt so und nicht anders. Wer die Kaiserkrone aufgibt, muß doch einen Kurhut sicher dafür haben. Wendet Euren

ganzen Einfluß auf den Grafen Martiniz an und Ihr werdet vielleicht noch heut Abend .... Ihr werdet mit nächstem, wollte ich sagen, ein Schauspiel erleben, das Euch in freudiges Staunen setzen wird. Dies ist mein letztes Wort. Wir sehen uns diesen Abend doch bei Hofe?"

Thyßka verneigte sich.

„So erlaubt mir, daß ich jetzt von Euch Abschied nehme, denn ich habe bis dahin noch wichtige Geschäfte bei meinem Herrn selbst!"

Eben rollte auch Martiniz' Wagen wieder vor das Haus. Thyßka wagte nicht, nach diesem entschiedenen Tone des Kaplans, der da sprach, als ob er selbst schon alle Verträge abgeschlossen habe, ihm irgend ein Wort über die für ihn persönlich in Aussicht zu stellenden Vortheile zu äußern. Er fühlte, daß er dies der Zukunft vorbehalten müsse. Er reichte ihm daher nur zum Abschied die Hand dar, und die beiden geistlichen Herren umarmten sich als Brüder in Christo.

Thyßka fuhr tief nachdenkend zurück. — „Er hatte doch Recht dieser Lamormain!" dachte er bei sich. „Die Kaiserkrone wiegt schwerer als die Jugenderinnerungen und die Freundschaft! Bei alledem, was der Hofkaplan sagt, ist nicht ohne Wahrheit. Er spricht auch so sicher, so, wie soll ich sagen, spöttisch, als habe er sich nur zum Scherz über eine ganz abgethane Sache mit mir unterhalten. König Ferdinand an der Stelle des Herzogs — er würde, glaube ich, ebenso handeln. — Thun kann ich freilich nichts in der Sache, anrathen aber will ich dem Grafen, daß er auf diese Bedingungen eingeht. Die andern sind doch nur Sperlinge auf dem Dache!"

Unter diesen Betrachtungen war Thyßka vor seinem Kloster angelangt. Da die frommen Brüder schon in der Kirche waren, begab er sich ebenfalls dahin. Es wollte ihm aber

nicht ganz gelingen, in den Andachtsübungen der weltlichen Sorgen los zu werden.

Mit Ungeduld erwartete er die Stunde, wo Martiniz ihn abholen sollte. Schon um sieben Uhr war er völlig bereit in seiner Zelle. Und er hatte Ursache sich darüber zu freuen. Denn gleich darauf fuhr Martiniz vor, da er plötzlich eine dringende Aufforderung von dem Obermarschall erhalten hatte, sich eine halbe Stunde früher im Schloß einzufinden. Die Ursache war ihm nicht angegeben.

Siebentes Capitel.

Als der Graf und Thyßka im Schloßportal vor der großen Treppe vorfuhren, trat ihnen ein Kammerjunker entgegen, der Martiniz aufforderte, sich sogleich unter seiner Führung in die Wohngemächer des Herzogs zu begeben, weil dieser den Grafen noch in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen habe. Martiniz folgte. Ein anderer Kammerjunker hatte den Auftrag, den Pater Thyßka in den Galasaal zu führen und dort bei ihm zu verweilen, bis der Graf wieder von der Unterredung mit dem Herzoge zurückkomme. Während Martiniz seinen Weg sogleich durch einen Seitencorridor genommen hatte, wurde Thyßka von seinem ihm zugegebenen Begleiter die Haupttreppe zum Eingang der Festgemächer hinaufgeführt. Mit Staunen stieg der Pater, der bis dahin in einer so zurückgezogenen Stellung gewesen war, daß er niemals einem Hoffest beigewohnt, die breiten

Marmorstufen durch die gewölbten mit schönen Malereien und Bildsäulen geschmückten Corridors hinan. Mit noch größerm trat er in die Reihe der Gemächer, die sich von Hunderten von Kerzen blendend erleuchtet bis zu dem größten Saale ausdehnten. Da Martiniz so lange vor der Zeit des Empfanges zu Hofe gefahren war, fanden die Eintretenden erst eine geringe Zahl von Eingeladenen versammelt. Doch nur kurze Zeit verging, so begann mit der eintretenden Dunkelheit das Zuströmen derselben, und durch einen Blick aus dem Fenster konnte Thyßka, von dem Kammerjunker aufmerksam gemacht, übersehen, wie sie in schwerfälligen Carrossen, von Dienern begleitet, welche Fackeln vorantrugen, oder in Sänften, denen gleichfalls Fackelträger vorgingen oder die mit Laternen versehen waren, sich durch die Straße, die zum Schloß führte, annäherten und den Vorplatz erfüllten, welcher jetzt gleichfalls mit großen, im Halbrund aufgestellten Feuerbecken beleuchtet war.

„Laßt uns, ehrwürdiger Herr Pater“, wandte sich der Kammerjunker zu ihm, „in den großen Saal treten. Es ist Befehl vom Obermarschall gegeben, Euch dort, wo sich die Vornehmsten versammeln, Euren Platz zu bewahren. Ihr könnt dort auch zugleich das erste Erscheinen unseres allergnädigsten Herzogs wahrnehmen. Wenn die Geistlichkeit und die hohen Grafen und Barone versammelt sind, tritt Hochderselbe von der andern Seite in den Saal.“

Thyßka folgte der Weisung seines Führers, und dieser geleitete ihn durch manche prachtvolle Gemächer, wo schon auf beiden Seiten Gäste je nach ihrem Rang und den ihnen ertheilten Anweisungen versammelt waren, nach dem letzten Saale. Hier standen zwölf Trabanten in den bairischen Farben, Blau und Silber, prächtig gekleidet mit hohen

Hellebarden am Eingang. Sie ließen nur Diejenigen in den großen Saal, welchen das durch ihren Rang und ihre Stellung zukam. Sie waren entweder persönlich von ihnen gekannt oder durch ihre Kleidung, Uniformen, goldene Ehrenketten und andere Zeichen als Berechtigte erkennbar. Auch die vornehmsten Frauen hatten ihre Plätze in diesem Saale und saßen auf Bänken mit rothem Sammet gepolstert, welche die den Fenstern gegenüberliegende Wand des Saales in amphitheatralischer Aufsteigung einnahmen. Thyßka wurde auf ein Wort seines Begleiters sogleich mit diesem eingelassen und erhielt seinen Platz — doch alle Männer standen — in der Nähe eines Fensters, sodaß er die glänzenden Reihen der Damen sich gerade gegenüber hatte. Es war die Abtheilung der Geistlichen, der er sich zunächst anschloß. Nach einigen Minuten erschien auch der Hofkaplan, Doctor Klesheim, im Saale, der ihm, als er ihn erblickte, freundlich zunickte. Der Kaplan erhob den Finger bedeutsam und winkte mit den Augen nach der großen Eingangsthür der andern Seite hin, aus der der Herzog in den Saal treten sollte; demnächst wandte er sich den Fenstern zu und machte eine Bewegung des gehobenen Fingers dahin, als wolle er Thyßka andeuten, er möge seine Blicke auch dahin richten. Dieser folgte dem Wink und nahm zu seinem Erstaunen wahr, daß eben mehrere Geschütze auffuhren und sich dort aufstellten. „Was bedeutet das, Herr Kammerjunker?“ fragte er seinen Begleiter.

Dieser sah hinaus und war selbst höchst erstaunt. „So pflegen die Geschütze bei feierlichen Gelegenheiten aufgestellt zu werden, um eine Ehrensalve zu geben. — Aber ich begreife gar nicht, wem das Alles heute gilt; es ist auch eine von den plötzlichen, ganz außerordentlichen Veranstaltungen, die überhaupt zu dem heutigen Feste getroffen sind und über

deren Ursache ein Geheimniß schwebt, das nur der Obermarschall zu kennen scheint."

Thyßka mußte sich damit begnügen, aber seine Erwartung wurde immer höher und höher aufgeregt. Der Saal war jetzt bald gefüllt. Manche der eintretenden Gestalten fielen ihm besonders auf, zumal die Feldobersten. Er fragte seinen Begleiter nach ihnen, der ihm über Alle die vollste Auskunft geben konnte und sie oft noch vervollständigte über viele Personen, nach denen Thyßka nicht gefragt hatte.

Jetzt war der Saal ganz gefüllt. Die achte Stunde war vorüber. Da öffneten sich beide Flügel der Thür, auf welche Aller Blicke gerichtet waren. Der Obermarschall trat in höchster Staatskleidung, den Degen an der Seite, den Hut in der Hand, ein. Hinter ihm folgten zwölf Pagen, gleichfalls unbedeckten Hauptes, indem sie die kleinen Baretts mit weißen Federn in der Hand trugen. Sie waren in spanischer Tracht; hellblaue Seidenmäntel mit Silber gestickt wallten ihnen von der rechten Schulter; das Wams und die Beinkleider waren gleichfalls von blauem Atlas, an den Oberärmeln und Schenkeln geschlitzt und mit weißer Seide bauschig gefüllt. Hinter den Pagen folgten sechs Kammerjunker. Der Zug beider, der Pagen und Kammerjunker, theilte sich, als er in den Saal trat, zur Rechten und Linken; sie stellten sich im Halbkreise auf. Ein Augenblick der tiefsten Stille trat ein; man erwartete jetzt den Herzog. Der Obermarschall stand mit dem Gesicht gegen die offene Thür gewendet mitten im Saal. Plötzlich gab er ein Zeichen durch die Schwenkung seines Hutes, und im nämlichen Augenblick erscholl von einer Galerie, die am obern Gesims des Saales hinlief, eine Fanfare von Hörnern und Trompeten. Thyßka, der diese Aufstellung der Kunsttrompeter

in ihren ganz mit Gold gestickten Prachtröcken über dem Eingang, durch den er selbst eingetreten war, bis dahin nicht bemerkt hatte, sah erstaunt hinauf, ja er erschreckte fast bei dem unvermutheten, ihm so nahe ans Ohr schmetternden Klang. Allein noch höher stieg sein Staunen, sodaß er wie erstarrt, den Blick unverwandt auf die Thür geheftet stand, als er durch diese an der Seite des Herzogs Maximilian seinen eignen Herrn, den König Ferdinand eintreten sah. Jedermann im ganzen Saale war ebenso überrascht von dem hohen Besuch, den die Meisten gar nicht kannten, als Thyßka. Das Staunen schlug aber in einen Ausbruch der höchsten Begeisterung um, als der Herzog Maximilian, nachdem auf einen neuen Wink des Obermarschalls die Trompetenklänge plötzlich verstummt waren, gegen den Kreis der Versammelten gewendet, das Wort nahm: „Ich bin heut auf das Höchste geehrt und erfreut worden durch den überraschenden Besuch meines Jugendgenossen und innigsten Freundes, Sr. Majestät des Königs von Ungarn und Böhmen. Ihm, dem eifrigsten Beschirmer unserer heiligen Kirche zur Begrüßung ein Lebehoch! Vivat Ferdinandus!“ Einem Vulkanausbruch gleich erscholl aus der tiefsten Stille, die im Saale geherrscht hatte, mit mächtigem Klang dieses Hoch; die Kanonen auf dem Vorplatz des Schlosses wurden dazu gelöst.

Thyßka wußte nicht, ob er träume oder wache! Das Hoch entfloh ihm unwillkürlich, fast bewußtlos. Da traf sein streifender Blick auf den des Hofkaplans, der sich nach ihm umsah und ihm mit triumphirendem Lächeln zunickte. „Er hat darum gewußt, das ist kein Zweifel“, dachte Thyßka; die Hindeutungen Klesheim's über den heutigen Abend, die er diesen Morgen wenig beachtet hatte, fielen ihm wieder ein. Jetzt verstand er sie! Dennoch blieb ihm

Alles ein Geheimniß! Seine Sendung kam ihm in diesem Augenblicke lächerlich, wie eine Verspottung vor. Von diesen Gedanken bewegt, starrte er immer wieder auf die beiden Fürsten hin. Da gewahrte er auch Martiniz hinter denselben im Saale; er mußte nach ihnen eingetreten sein. Wie ein finsterer Schatten stand er im Hintergrunde an die Wand gelehnt. Seine Züge waren auch jetzt die unveränderten, in Erz gegossenen. „Hat er davon gewußt?“ fragte sich Thyßka. Er konnte sich weder Ja noch Nein darauf antworten. Bis zu dem Augenblick, wo er mit ihm das Schloß betrat, schien der Obristburggraf nicht die mindeste Kunde von der Ankunft seines Monarchen gehabt zu haben, allein seine Berufung zum Herzoge bewies, daß er von da ab ins Geheimniß gezogen war. Ob aber sein Betragen zuvor Verstellung gewesen? Thyßka war durch die Vermuthungen darüber, wie sich der Vorgang gestaltet hatte, so in Unruhe gesetzt, daß das Ereigniß selbst ihn kaum bewegte. Da klopfte von hinten her eine Hand auf seine Schulter. Er wandte sich um und stand wie versteinert.

Es war Lamormain.

„Wir haben Euch etwas überholt, lieber Pater Thyßka“, sprach dieser leise mit seinem in allen Farben der Ironie wechselnden Lächeln, „in der Reise wie in den Geschäften; es ist Alles abgethan! Ja, wir sind rasch gewesen! Ihr habt Euch etliche Tage zu lange in Ingolstadt verweilt!“

Lamormain bewegte wohlgefällig nickend den Kopf, als zolle er sich selbst Beifall. Thyßka fand keine Worte; Lamormain verstand auch ohne diese und fuhr leise fort: „Beunruhigt Euch nicht deshalb. Die Ereignisse kamen anders, es mußte anders gehandelt werden. So waren wir am Ziel, ehe wir es selbst dachten. Unser Vortheil soll Euch keinen Nachtheil bringen. Auch der Wille bleibt des

Lohnes werth, und wir werden noch Vieles zu thun haben. Wir sprechen uns morgen." Er nickte nochmals, drehte sich rasch um und drängte sich durch die Umstehenden nach der Seite hin, wo der König stand.

Thyßka blieb wie im Traume stehen.

Achtes Capitel.

In einem Gemach der Burggrafenwohnung auf der alten hochberühmten Veste Karlstein saßen an einem alterthümlichen Tische Thurn und Mansfeld einander gegenüber. Wer sie noch vor wenigen Monden gesehen, hätte sie kaum wiedererkannt. Sonnengebräunt, tiefe Narben auf den Wangen, noch tiefere Furchen in der finster gerunzelten Stirn. So hatten die ungeheuren Anstrengungen des Geistes und des Körpers, die furchtbaren Stürme im Gemüth, die beiden Helden in kurzem gealtert. Sorgenvoll sah Thurn seinen Waffengefährten an; unwillig heftete dieser die Blicke zur Erde, indem er mit der eisernen Degenscheide müßige Figuren auf dem Estrich zeichnete. Die vor Beiden stehenden gefüllten Becher waren unberührt.

„Besinnt Euch eines Bessern, Mansfeld", sprach Thurn endlich bittend. „Denkt nicht an Euch, nur an die Sache! Denkt an unsere Freundschaft, und thut mir etwas zu Liebe."

Mansfeld stieß den Degen sammt der Scheide finster auf den Boden und schüttelte den Kopf.

„Denkt doch", hub Thurn wieder an, „daß es mir ebenso ergangen ist, wie Euch, daß ..."

„Halt Thurn!“ fiel ihm Mansfeld ins Wort. „Das dürft Ihr nicht sagen! Ihr habt Eure Hoffnungen aufgeben müssen, nicht die Ehre in die Schanze geschlagen wie ich! Ihr seid in freier Willkür von Wien abgezogen, da die Macht noch in Euren Händen war. Ich bin mit Schimpf und Schande aus dem Felde geschlagen!“

„Mansfeld! Mit Schimpf und Schande? Mit Ruhm und Ehre!“ rief Thurn aus. „Tretet dort vor den Spiegel und seht Euer Antlitz! Seit wann bringen solche Narben auf offner Stirn Schande!“

„Ja so!“ lachte Graf Mansfeld bitter, „ich könnte Euch auch meinen Nacken und Rücken zeigen! Sie sehen auch aus wie Sturzäcker! — Ich mußte ja Feld geben! Zum Teufel!“

„Mansfeld“, sprach Thurn mit Wärme, indem er aufstand und dem Erbitterten die Hand auf die Schulter legte, „wenn einer von Euren Leuten so zu Euch käme aus der Schlacht, was würdet Ihr thun? Ihn mit Schimpf davonjagen oder ihm Eure goldne Kette hier umhängen?“

„Ein Anderes ist's mit einem Reiter, ein Anderes mit einem Feldherrn! Als Reitersmann hätte ich die Kette verdient, als Feldherr bin ich beschimpft!“

„Die Directoren haben Euch ja die höchste, ehrende Anerkennung zukommen lassen!“

„Hol' sie der Teufel! Sie sind nicht die Welt und nicht die Kriegsgeschichte! In der wird's heißen: «Bei Groß-Lasken wurde der hochnasige Mansfeld von dem großmäuligen Boucquoi nach allen vier Winden in die Flucht geschlagen und gab Fersengeld so weit ihn seine Füße tragen wollten!» Anerkennung! Warum haben sie den Hohenlohe nicht vor ein Kriegsgericht gestellt? Warum haben sie ihn nicht zu allen Teufeln gejagt? Das hätte meinen Schand-

fleck wenigstens halb abgewaschen? Ganz — das bleibt unmöglich! Denn wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen! Jeder Scribent kann's verdrehen, und in heutigen schreibsüchtigen Zeiten, wo sie jeden Wisch drucken lassen und Schandschrift über Schandschrift in die Welt schicken, kann ich es erleben, daß mein Name und meine Ehre von Lumpen auf Lumpen zerdroschen werden, bis kein guter Fetzen mehr daran ist. Gift und Hölle! Wenn ich ihn nur vor die Klinge haben könnte." Er faßte ingrimmig seinen Degen und ballte die Hand am Griffe fest.

„Mansfeld", sprach Thurn mit ernst eindringlichem Tone, „ein Feldherr wie Ihr wollte öffentliche Angelegenheiten auf solche Art ausgleichen? Nimmermehr!"

„Es ist freilich ein schlechter Ruhm, zum Raufbold und Klopffechter zu werden", antwortete Mansfeld und rollte die Augen wild, „wer mich aber dahin gedrängt hat, daß ich mich wie ein versprengter Reitknecht vom Schlachtfelde habe durchhauen und wie ein verlaufener Troßbube durch Nacht und Nebel schleichen müssen, um nicht etwa am nächsten Baume aufgeknüpft zu werden, der kann mich auch so weit bringen, daß ich ...."

„Nimmermehr!" fiel ihm Thurn ins Wort; „Ihr seid so toller Streiche nicht fähig, nur die Zunge geht mit Euch durch. Ihr wißt zu gut, daß alle Ordnung und Zucht, aller Respect vorbei wäre, und daß selbst die Directoren Euch nicht im Commando halten könnten, wenn Ihr mit solchem Beispiel voranginget, daß ein Obercommandeur das Schwert gegen den andern zöge — Ihr habt ja Eure Genugthuung ...."

„Den Teufel habe ich!" rief Mansfeld und sprang auf, „den Wisch der Directoren werfe ich ihnen vor die Füße! Thurn, ich begreife Euch nicht! Den ganzen Krieg haben

sie verhunzt — wir wären heut Meister und Sieger überall, gäben in Wien und Prag Gesetze, wenn der nichtswürdige Streich nicht passirt wäre! Und Ihr wollt das Commando beibehalten? Wollt unter den dreißig Perücken stehen und Euch um Ruhm und Ehre von ihnen bringen lassen? Es darauf ankommen lassen, daß Ihr nochmals angesichts des Sieges umkehren und dem Feind den Rücken weisen müßt?"

„Glaubt Ihr denn nicht, Mansfeld, daß mir's nicht bis ins innerste Mark gegangen ist, vor den Thoren Wiens, das schon halb in meiner Hand war, umkehren zu müssen? Ich hätte vor Ingrimm und Schmerz Blut weinen mögen! Aber ich gehorchte, denn es mußte sein. Nicht die Männer sind schlecht, die Verhältnisse sind unglücklich!"

„Hol's der Teufel! Der Mann macht sich die Verhältnisse!" fuhr Mansfeld auf. „Federfuchser sind sie, Schulmeister, Zungendrescher! Die paar ordentlichen Leute unter ihnen haben sich in den Sattel gesetzt und daher regieren Die, die auf den Großvaterstühlen sitzen, allein! Warum habt Ihr umkehren müssen? Weil sie die Hosen voll hatten! Ich hätte ihnen Prag gedeckt und den Magen warm gehalten! Den ......!" Er spuckte aus. „Aber ich verlangte, sie sollten die Bauern bewaffnen, die Edelleute sollten selbst vom Leder ziehen, jeder dreißig Reisige stellen — damit hätte ich Boucquoi drei Monate die Hölle heiß gemacht, ihn vielleicht wieder über Budweis hinausgeworfen, so gut wie er jetzt Kehrt macht. Aber da steckte es! Die Einen waren zu feig, ihre Eselshaut zu Markte zu tragen, und die Andern wollten den Säckel nicht aufmachen! Kann der Soldat Erde fressen? Wächst ihm wie dem Bären ein Pelz über's Fell? Kann er sich Helm und Harnisch aus seinem Schleim machen wie die Auster? Regnet es Pulver und Blei? Muß nicht jeder Quark gekauft werden? — Und wenn ich

brandschatze, weil meine Leute hungern und frieren und nicht mehr drei Patronen haben, so schreien sie Feuer und Mord und wollen mich als Marodeur aufhängen! Das sind Eure Directoren, Eure Stände, Eure böhmischen Herren und Edelleute! Krieg wollen sie führen! Dem Kaiser über die Nase fahren, als wäre er ihr Stallknecht! König und Herrn zum Land hinauswerfen — aber Geld soll's nicht kosten, und wenn man ihnen zehn Batzen abfordert, so schreien sie als würde ihnen das Fell vom Leibe gezogen! — Nein, Thurn! Ich kann unter solchem Regiment nicht mit Ehren dienen! Ich wollte nur Euch nicht im Stiche lassen, sonst hätte ich ihnen schon vor zwei Monaten den Stuhl vor die Thür gesetzt! — Nun aber wird mir's zu arg! Dem Hohenlohe, der aus Tücke gegen mich, oder weil er sich nicht aus dem warmen Neste rühren wollte, die ganze Suppe eingebrockt hat, dem geben sie schöne Worte und gehen ihm um den Bart — und uns machen sie das Leben sauer, um jeden böhmischen Groschen, den wir brauchen? — Nichts da! — Jetzt seid Ihr da, die Leute sind beisammen — Boucquoi zieht die Pfote sacht vom Feuer — Prag ist vorläufig sicher .... nun marschire ich ab. Ich wollte nicht als Hundsfott gehen, da ihnen das Messer an der Kehle saß, ich mag aber auch nicht als Hundsfott bleiben! — Gebt mir Eure Hand und — lebt wohl!"

Thurn nahm die Hand nicht, sondern legte seine beiden auf des wilden Kriegsgefährten Schultern und sprach, indem er ihm unverwandt in die trotzigen Augen sah, mit innigstem Tone:

„Mansfeld! Geht nicht! Nur noch acht Tage! — Die vielköpfige Herrschaft der Dreißig ist ein Uebelstand — aber sie ließ sich nicht vermeiden! Nur noch etliche Wochen, und sie hat ein Ende! Binnen heut und drei Wochen ist die

Wahl getroffen — und Böhmen hat einen König, ein Haupt und ein Herz, dem es vertrauen kann, und das Haupt der Hydra stirbt hin!“

„Ihr redet schön, Thurn — aber ich glaub's noch nicht! Sie werden auch über die Wahl nicht einig werden! Der Pfuhl ist auch voll fauler Fische! Ich weiß Manchen, der noch immer hofft, selbst den schönen Brocken wegzuschnappen. Darum machen sie die Andern verwirrt. Leiten sie auf Fürsten hin, mit denen es nimmermehr Ernst werden kann. Auf den Söffel, den sächsischen Jörgen, der halb unter einer Decke mit Oesterreich steckt, und aus lutherischem Haß gegen Calvinisten und Utraquisten Euch allesammt lieber dem Papst oder meinethalben dem Antichristen selbst überlieferte, ehe er Euch glauben ließe, was Ihr glaubt, und betete, was Ihr betet!“

„Es ist kein Gedanke an den Kurfürsten von Sachsen“, antwortete Thurn ernst, „das betheure ich Euch, Mansfeld.“

„Das weiß ich! Und ebendeswegen ist es eine faule Finte, daß sie immer noch auf ihn zurückkommen! Ebenso auf den König von Dänemark. Als ob er von der Ost- und Nordsee her eine Brücke nach Böhmen bauen könnte.“

„Ihr selbst habt doch, verzeiht mir, daß ich Euch das einwerfe“, entgegnete Thurn, „den Herzog von Savoyen in Vorschlag gebracht und warm empfohlen, und Savoyen ist noch weiter als Dänemark .....“

„Schon recht! Aber ich weiß, daß der Herzog angenommen hätte, weil ihm Böhmen wichtiger war; nicht so der König Friedrich, dem Dänemark mehr gelten muß. Ich habe Euch den Herzog angerathen, weil ich ihn kenne, weil er ein Mann ist, auf den man bauen kann!“

„Er ist ein Katholik!“

„Aber er läßt Jedem seinen Glauben und hätte sich zu

Allem verpflichtet und seine Verpflichtung treu gehalten. Das weiß ich, darum habe ich ihn empfohlen, und würde ihn noch empfehlen — wenn's mich noch weiter kümmerte!"

„Mansfeld! Ergebt Euch! Es soll Euch noch weiter kümmern, wer Böhmens Krone trägt. Es wird bald entschieden sein! Kurfürst Friedrich ...."

„Und weiß ich", fiel Mansfeld heftig ein, „was ich von dem denken soll? Wird es Ernst mit ihm werden? Drei Monate schleichen die Unterhandlungen hin und Keiner weiß, ob er Ja oder Nein sagt! Wird er am Narrenseil geführt oder führt er Euch? Will er oder will er nicht, wollt Ihr ihn oder wollt Ihr ihn nicht! Der Satan mag daraus klug werden!"

„Wir wollen ihn und er will! Mein Wort darauf!" rief Thurn zuversichtlich. „Zwischen hier und drei Wochen ist er gewählt! Dann schimmert Böhmens Glück und Friedensstern aufs neue!"

„Von seiner Krone? Hm! Meint Ihr — möglich! Will's wünschen! Ich kenne ihn nicht selbst. Aber der Bart soll ihm noch wachsen, und nach Allem, was man so hört, ist er kein Eisenfresser!"

„Das braucht er auch nicht zu sein, Mansfeld", erwiderte Thurn ruhig auf den geringschätzigen Ton des letztern, der mürrisch mit verschränkten Armen dastand, aber doch wie Jemand, der überlegt.

Thurn schöpfte Hoffnung. Er wollte ihn eben wieder herzlich anreden, als Mansfeld, der noch mit den Gedanken bei seinen letzten Worten verweilte, herausfuhr:

„Ja, das müßte er sein! Ein Mann, der Eisen bricht. Der Euren Waschlappen und Windfahnen den Garaus macht und die Widerhaarigen zu Paaren treibt! Ein Eisenfresser besser doch als ein Milchbart! Ein Weiberscherwenzel!"

„Mansfeld, Ihr verspottet ihn und kennt ihn nicht", sagte Thurn mit mildem Vorwurf. „Wenn er sanft und wohlwollend ist, so wird er Böhmens Wohlthäter sein! Wo es gilt Eisen zu brechen, da haben wir andere Männer! Ihr bleibt, Mansfeld!"

Dieser ließ Thurn jetzt die Hand, welche derselbe bei diesen Worten jetzt herzlich ergriffen hatte, doch fuhr er, obwol Thurn's Rede ihm schmeichelte, mürrisch fort.

„Ja, er wird Euch die Kroaten aus dem Lande lächeln, und die Spanier und Italiener und Ungarn, und was Euch Euer liebreicher König Ferdinand . . . ."

„Er ist's nicht mehr", warf Thurn aufgeregt dazwischen; doch Mansfeld fuhr fort:

„Und was Euch Euer liebreicher König Ferdinand sonst für liebe Leute ins Land führt! Er klopft sie mit dem Fächer seiner Frau auf die Finger und — weg sind sie! Und wenn sich die Parteien im Lande mit den Zähnen anfletschen und einander zerreißen wollen, wird er mit dem Finger drohen und rufen: «Still, Kinderchen!» Und dann ist Alles gut! Sie vertragen sich wie die Lämmer unter dem neuen Hirten!"

„Und wir fallen wie die Wölfe in den Feind ein, der unsern Frieden stört!" rief Thurn. „Dafür gerade seid Ihr nothwendig, Mansfeld, dafür sind wir da! Ihr bleibt, Alter! Ich seh's Euch an! Erst jetzt gibt's Arbeit für uns, Arbeit mit Lohn, bis jetzt ohne Lohn!"

„Das weiß der Teufel!" rief Mansfeld aus und stampfte mit dem Fuße.

„Nun, Ihr bleibt! Bleibt mit mir!"

Mansfeld stand unschlüssig.

Es hatte schon zwei mal an die Thür gepocht. Thurn drang immer noch in ihn. „Man stört uns! Aber ich

rufe nicht Herein, bis Ihr mir noch drei Wochen versprochen habt; Euren Handschlag darauf!“

„Meinethalben denn! Drei Wochen will ich noch zum Fenster hinauswerfen Euch zu Liebe, Thurn. Wenn Ihr aber dann nicht einig seid, so hält mich der Teufel nicht eine Stunde hier. Und seid Ihr's — so will ich abwarten wie der neue Besen kehrt! — Nun ruft ins Teufels Namen «Herein!»“

„Er sprach das Wort aber selbst so laut, daß die Thür sich öffnete; doch Thurn hatte ihn in seiner Freude so fest umarmt und drückte ihn ans Herz, daß Keiner von Beiden sah wer eintrat.

„Nun, laß mich am Leben, wenn ich bleiben soll, und erwürge mich nicht, alter Kerl, es ist ja nun abgemacht“, sagte Mansfeld mit rauher Stimme, in der er seine Bewegung verbergen wollte, und wand sich aus seinem Arme. Als er sich abwandte, stand Xaver im Zimmer!

„Junge!“ rief er, „bei allen Heiligen! Du bist's! Komm her! Dabei faßte er ihn mit beiden Händen an den Schultern, schüttelte und rüttelte ihn, zog ihn an sich und küßte ihn kräftig.

„Grüß dich Gott! Da bist du ja! Ganz und lebendig! Leider zusammengeflickt wie ich selber! Der Wind wehte scharf, als wir Abschied voneinander nahmen oder vielmehr nicht nahmen, denn der Sturm jagte uns auseinander!“

„Mein General!“ brachte Xaver endlich, ganz überwältigt von erhebender Freude und Ehrfurcht, über die Lippen.

„Da, trink einmal mit mir!“ rief Mansfeld. „Unser Willkommen!“ Er ergriff seinen eigenen Becher, reichte ihn Xaver und faßte den Thurn's.

„Verzeiht, Thurn“, wandte er sich zu diesem, indem er mit Xaver anstieß. „Aber der Junge hat sich brav an mich

gehalten, und wir sehen uns zum ersten male seit dem verfluchten Tage von Groß-Lasken!"

„Ich konnte ihn Euch noch nicht schicken, Mansfeld", antwortete Thurn, „ich brauchte ihn zu nöthig, und wir standen bisher auch noch zu weit auseinander, um sichere Verbindung zu haben."

„Glaub's schon! Man kann ihn brauchen! Das Herz lacht mir alle mal im Leibe", fuhr er fort, nachdem er nochmals Xaver von Kopf bis zu Fuß angesehen und mit spähenden Blicken besonders auf seinen Narben verweilt hatte, „wenn ich einen braven Kerl, von dem ich dachte, der Teufel hätte ihn geholt im Pulverdampf, gesund und frisch wiedersehe! Ihr seid's doch, Nechodom?"

„Dank sei es dem Schutz des Himmels, ich bin wohlauf und bei Kräften, mein General", antwortete Xaver mit leuchtenden Augen.

„Du mußt mir erzählen, wie dir's gegangen ist, seit uns Boucquoi's Dragoner so teufelmäßig in die Flanke fuhren! — Du hast dich wol hart durchschlagen müssen wie ich auch? Ich weiß von Thurn nur so im Ganzen von deinen Abenteuern! Aber ich muß Alles genau erfahren!"

„Wir wollen nachher wie gute Zeltkameraden beim Becher miteinander plaudern", sagte Thurn. „Jetzt berichte, was du Neues bringst aus Prag!"

„Die Herren lassen Euch Alle bestens grüßen —"

Mansfeld warf den Kopf empor und machte eine geringschätzige Miene.

„Es steht gut! Längstens übermorgen müsse die Wahl entschieden sein!"

„Warst du beim alten Caplicz?" fragte Thurn.

„Gewiß! Der ehrwürdige Herr ist rüstig für seine Jahre und unablässig thätig.“

„Das ist ein braves altes Haus!“ sprach Mansfeld herzlich, „wenn sie Alle wären wie der, der hat's Sprichwort nicht verlernt: «Ehrlich währt am längsten!» — Aber die Andern!“

„Diesen Brief bringe ich Euch von Olbramowitz!“ Xaver überreichte Thurn ein Schreiben, das viele Papiere in sich zu schließen schien. Während der Graf las, zog Mansfeld Xaver auf den Sessel am Tisch nieder und ließ sich seine Begegnisse genau erzählen, von denen er nur allgemeine Kenntniß hatte.

Thurn las indessen aufmerksam, was ihm Olbramowitz gesendet hatte. Es waren außer den wichtigsten Nachrichten über die letzten Vorgänge auch mehrere Actenstücke.

„Nun, Mansfeld“, begann er, nachdem er gelesen, „die Berichte lauten ja gut und ich hoffe, Ihr werdet zufrieden sein.“

„Wenn's nur mehr als Worte wären! Sie mögen schön klingen, aber Thaten wären mir lieber. Indeß laßt hören!“

Thurn las aus Olbramowitz' Brief:

„Gott sei Dank, wir rücken vorwärts!“

„Es ist auch hohe Zeit“, sagte Mansfeld vor sich hin.

„Endlich haben wir sie dahin, daß am Donnerstag den 27. August die Schlußwahl vorgenommen wird. Gebe Gott, daß sie mit großer Mehrzahl auf den Kurfürsten fällt, denn nur in diesem Falle nimmt er sie an, wie Camerarius an Wenzel von Budowa vertraulich geschrieben hat. Das bleibt aber auch unter uns!“

„Habt Ihr gehört, Mansfeld?“

„Ja, ja, ich habe“, antwortete dieser und ein spöttisches Lächeln zog sich um seinen Mund; „ich habe daraus gehört, daß die Sache noch einen Haken hat! Nur weiter!“

„Bearbeitet sind sie genug, und ich denke, wir werden mit Glanz durchdringen. So weit haben Harrant, Budowecz, Schlick und unsere andern Freunde es nun auch gebracht, daß unser Manifest gegen Ferdinand in alle Welt gesandt wird. Eben hat der Druck begonnen, und ich schicke Euch das Probeblatt, das mir der Stadtschreiber Diewiß mitgetheilt hat!“

„Liegt es dabei? Zeigt doch“, unterbrach Mansfeld.

„Sogleich! Hört erst den Brief zu Ende, es ist noch viel Wichtiges darin“, antwortete Thurn und las weiter:

„König Ferdinand ist von Wien abgereist. Er geht nach München. Der Entschluß ist ganz plötzlich gefaßt worden. Er will sich dort der Stimme des Herzogs Maximilian zur Kaiserwahl ganz fest versichern, und dann nach Frankfurt selbst abgehen. Nach den Berichten, die ich von dem Haushofmeister ......“ hier stockte Thurn einen Augenblick und las dann weiter, „.... habe, muß man in München selbst noch nichts Festes wissen. Es geht dort das Gerücht .....“

„Erlaubt, Thurn“, unterbrach ihn Mansfeld abermals. „Von wem ist das aus München berichtet? Von wessen Haushofmeister?“

„Ich hätte es eigentlich verschweigen sollen“, antwortete Thurn, „aber ich habe es in der Uebereilung so herausgelesen. Olbramowitz, der überall Ohren und Augen hat, die für ihn lauschen und spähen, hat auch in München seine Verbindungen. Ihr wißt, daß Martinitz dort, seit er nach dem Fenstersprung dahin flüchtete, der Hauptbetreiber aller Angelegenheiten des Königs Ferdinand ist. Er ist auch jetzt

wieder seit mehrern Monaten dort, und sein Haushofmeister, ein alter Piccarde, ist Olbramowitz' guter Freund, und hat ihm schon manche wichtige Nachricht mitgetheilt."

„Ich verstünde solche Waffen nicht zu führen. Das ist die Jesuitenkriegskunst!" sagte Mansfeld und schüttelte den Kopf. „Aber freilich man muß wol! Treibt der Feind Minen, so muß man Contreminen haben — ich meinestheils verstehe mich nicht allzu gut auf solchen Maulwurfskrieg. Ueber der Erde und unterm Himmel, da stehe ich meinen Mann. Aber les't weiter Thurn, was gibt's noch mehr?"

„Es geht also dort in München", knüpfte Thurn wieder an, „das Gerücht, es sei zwischen dem Herzog von Baiern und dem König von Ungarn ein Tractat heimlich abgeschlossen. Weß Inhalts weiß noch Niemand. Aber muthmaßlich zur Durchsetzung der Wahl König Ferdinand's zum Kaiser!"

„Ich kann mir denken", rief Mansfeld lachend aus, „daß Herzog Maximilian sich keinen schlechten Kuppelpelz ausbedungen hat für diese neue Habsburgische Heirath mit dem Heiligen Römischen Reiche! Auch aus wessen Fell er gegerbt werden und wer die Haare dafür lassen soll, kann ich so ungefähr vermuthen! — Wir wollen's aber abwarten!" Er schlug bei den letzten Worten mit der linken Hand auf seinen Degen, daß es klirrte.

„Unsere drei Abgesandte nach Frankfurt", lautete Olbramowitz' Brief weiter, „haben von Marburg aus an den Kurfürsten von Mainz geschrieben und Einlaß in die Wahlstadt Frankfurt begehrt. Er hat sie an das gesammte Kurfürstencollegium gewiesen, weil ihre Instruction an dieses lautet, doch das hat nicht geantwortet ...."

„Hübsch, hübsch!“ murmelte Mansfeld.

„Vielmehr durch die That geantwortet, da es den Kö- nig von Ungarn zur Wahlausübung zuzulassen beschlossen hat, für Böhmen, das ihm nicht mehr gehört! Wäre unser Manifest, das aus so unwiderlegbaren Gründen Ferdinand des Throns verlustig erklärt, vier Wochen früher erlassen worden, es stünde wol anders! Doch das sind Gespenster; wenn wir nur sonst die Augen offen halten. In Folge der Zurückweisung haben unsere Legaten zu Hanau durch einen Advocaten einen Protest gegen die Gültigkeit der Theilnahme Ferdinand's an der Kaiserwahl aufnehmen lassen!“

„Protest eines Federfuchsers“, warf Mansfeld verächtlich hin, „das wird etwas helfen! Mit der eisernen Feder protestiren wirkt besser!“

„Das ist darum nicht ausgeschlossen“, sagte Thurn und las weiter:

„Aus Siebenbürgen lauten die Nachrichten besser. Jessenius schreibt uns, daß Bethlen Gabor sich endlich entschlossen hat, es ganz mit uns zu halten. Er will mit 60000 Mann in Ungarn einrücken, Presburg nehmen, und dann nach Wien selbst vorgehen. Allein er verlangt, daß auch aus Böhmen ein Herr dahin rücke!“

„Nun Thurn!“ rief Mansfeld laut und sprang mit leuchtenden Augen auf. „Jetzt laßt Euch die Kirschen nicht zum zweiten male vorm Maule wegschießen. Wenn nur da drinnen — er deutete nach der Gegend von Prag — erst Ordnung und Einheit ist! — Wir halten zusammen, schmeißen Boucquoi aus Budweis hinaus, daß ihm Hören und Sehen vergeht! Ich rücke auf Linz und Ihr auf Wien! Vor Sommers Ende müssen wir da sein! Wenn Ihr mit Bethlen Gabor zusammentrefft und nicht eine Bresche in

die Wälle legt, daß der Stephansthurm durchmarschiren kann, so müßte es mit dem Teufel zugehen. — Es geht eine neue Sonne auf! — Topp! Nochmals! Ich bleibe! Aber laßt uns bald an die Arbeit! — — Was schreibt Olbramowitz sonst noch?"

„Nichts Erhebliches. Nur daß er uns dringend auffordert, am sechsundzwanzigsten vnd siebenundzwanzigsten spätestens selbst nach Prag zu kommen, und Freunde für die Wahl zu werben, so viel wir vermögen!"

„Ich komme!"

„Ich gewiß", erwiderte Thurn. „Im Lager ist vorläufig nichts zu besorgen. Boucquoi hat genug mit sich selbst zu thun, und auf meine Obersten kann ich mich verlassen!"

„Ich auch, das will ich meinen!" antwortete Mansfeld. „Wir gehen also zusammen nach Prag. Den sechsundzwanzigsten? Das wäre heut über acht Tage!"

„Ja. Aber besser wäre es, wir gingen schon morgen!" —

„Ich bin dabei. Ich bin kein Freund vom Zaudern! Wer nicht will, wenn er kann, kann nicht, wenn er will, ist mein alter Satz, und ich habe oft genug die Wahrheit davon zu meinem und Anderer Schaden erfahren. — Hier, meine Hand darauf!"

„So habe ich Euch denn wieder!" rief Thurn mit Wärme und schüttelte ihm die Hand herzlich. „Mansfeld! bleibt unserer Sache getreu! Wenn auch finstre Wolken darüber hinziehen! — Also wir reiten morgen! Nun aber laßt uns auch heut leben! — Ihr bleibt über Nacht hier! — Kommt herüber zu den Frauen. Sie werden Alle froh sein, nach diesen langen Zeiten voll Getümmel, Angst und Sorge einmal einen glücklichen Abend mit uns zuzubringen."

„Gut! So soll uns denn auch einmal ein froher Tag erquicken!" rief Mansfeld freudig aus.

„Kommt, Gesell!" wandte er sich zu Xaver, der bis dahin bescheiden bei Seite gestanden hatte, und zog ihn am Arme fort; „ich kann mir denken, daß Eure brave Frau Liebste auch hier ist! — Ich habe keine — dafür habe ich sie alle!" setzte er lachend hinzu, und alle Drei gingen mit neu erfrischten hoffenden Herzen hinüber zu den Frauen. —

Neuntes Capitel.

Diese hatten jetzt ihre Wohnung in einem der Hauptgebäude der Veste, im Kaiserthum, in den hohen Gemächern selbst, welche einst der Erbauer der Burg, Kaiser Karl bewohnt hatte. Sie würden diese mit Ehrfurcht betrachteten, ja gewissermaßen heilig gehaltenen Räume nicht zu ihrem Aufenthalte gewählt haben, wenn die Burg andere dargeboten hätte. Allein da wegen der kriegsunruhigen Zeiten die Besatzung der Veste hatte verstärkt werden müssen, da Otto von Loß, der Unterburggraf, jetzt selbst dauernd dort wohnte, waren die inneren Räume sehr beschränkt, und Thurn hatte es bei den Statthaltern leicht erwirkt, daß man ihm, welcher eigentlich mit vollem Recht Obristburggraf der Veste war, für die Seinigen jene kaiserlichen Gemächer eingeräumt hatte, die ohnehin seit langer, langer Zeit nicht mehr bewohnt wurden. Der Sturm der Zeiten hatte auch diesen mächtigen Bau, und

seine tiefgewurzelten Einrichtungen schon gelockert, sodaß die alte Strenge in der Heilighaltung der Gebräuche, die von dem Erbauer eingeführt war, schon seit undenklicher Zeit nicht mehr geübt wurde. —

Heil Dem, welchem in so sturmvollen Zeiten bei so wetterschwerem Himmel auch einmal ein lichter Tag sich über dem Haupt wölbt, wo ein reines Friedensblau auf die Erde niederschaut und das Bewußtsein neu erweckt, das jenseit der schwarzen Sturmgewölke, hoch über ihnen, der ewig reine Aether lächelt! Und doppelt Heil Dem, der noch die frische Kraft der Seele besitzt, an solchen Gnadentagen frei aufzuathmen, und das sorgenvolle Gestern wie das drohende Morgen zu vergessen!

Nicht Alle, die jetzt in dem kleinen Burgbezirk der Veste Karlsstein sich des beseligenden Friedenstages erfreuten, besaßen diese Kraft. Nur der sturmgehärtete Mansfeld, Xaver's Fülle der Kraft und Jugend, und Thekla's ahnungslose Knospe, die sich bis jetzt nur in dem milden Strahl friedlichen Glaubens und Vertrauens geöffnet hatte.

Der Sturm rauschte machtlos an ihr vorüber, wie er mit dem zarten Blatt nur spielt, seine Gewalt nur aus der Macht des Widerstandes gewinnt, das Rohr wiegt, die Eiche bricht.

In Elisabeth von Thurn's sorgenschweres Herz war seit jenen ersten Tagen offenen Kampfes der reine Lichtstrahl des Friedens und der Hoffnung nie wiedergekehrt; selbst auf den Gipfeln des Glückes und Erfolges sah sie stets die schreckende Tiefe des möglichen jähen Wechsels vor sich.

Durch Theresens ahnungsvolle Brust zogen fortdauernd Gewölke. Sie sah sonnenhelle Lebensstreifen und finstre Wolkenschatten auf dem Pfade der Zukunft wechseln; doch am äußersten Horizont lagerte es sich ihrem Blick

nächtlich und blutig gestreift. Dennoch nahm sie in ihrem festen Sinne jede Wohlthat des Augenblicks dankbar hin, und ihre Hoffnungen richteten sich über das Irdische hinaus. Sah sie am Rande der Erde Dunkel und blutiges Grauen, so wußte sie das unvergängliche Jenseit vom ewig klaren Sternenhimmel überwölbt, und dorthin legte sie das letzte muthaufrichtende Ziel ihres Hoffens und Glaubens. Die Kraft, welche ihr von dort her in die Brust strömte, gab ihr die des Genusses heiterer, wenn auch flüchtiger Gegenwart, und die ruhige Festigkeit in den wildesten Erschütterungen.

Thurn endlich, der Letzte in dem trauten Kreise, welcher sich hier versammelt fand, zeigte eine helle, muthig aufgerichtete Stirn; allein in der Tiefe der Brust war ihm die Sorge schwerer erwacht, als er wahrnehmen ließ. Das dunkle Bewußtsein der Reue über den leichten Sinn, mit dem er, sich über Vieles selbst täuschend, das wagnißvolle Spiel begonnen, war es hauptsächlich, das seine felsige Kraft untergrub. Hätte er sich mit vollem Vertrauen sagen können, du mußtest handeln wie du gehandelt hast, so würde er auch mit vollem Vertrauen dem Ausgang seines Thuns entgegengeblickt haben. Er hätte das Schwerste als eine Schickung hingenommen, deren verworrenes Räthsel er vielleicht nicht zu lösen vermocht hätte, wobei aber seine Brust völlig frei von dem Fels der Verantwortung geblieben wäre, der auf ihr lastete. So aber empfand er es täglich schwerer, wie sehr er sich auch darüber zu täuschen suchte, daß Ruhe und Maß von seiner Seite seiner Sache die größere Würde unantastbarer Gerechtigkeit gegeben hätten, während sein Vorwärtsdrängen diesen sichersten Grundpfeiler durch die Wogen selbstsüchtiger Leidenschaft, die sich mit in die Bahnen der Berechtigung drängten, tief

unterhöhlt hatte. Er mußte sich, wenn er sich ernst prüfte — und in drohender Stunde, wo die Geschicke schwankten, entging er dieser unbestechlichen Prüfung nicht — er mußte sich sagen: Du hast dich des Unrechts deiner Gegner erfreut, um das deinige, dein ehrgeiziges Wollen, dadurch zu rechtfertigen. Du hast nicht die letzten Mittel erschöpft, um auf ruhig gesetzlichen Wegen das Recht zu gewinnen, sondern du hast dem Gegner selbst die Brücke der Erkenntniß und Versöhnung abbrechen helfen, um die Bahn der Gewalt zur unvermeidlichen zu machen. Du würdest, als die Dinge auf der Spitze standen, die Schlichtung auf den Wegen des Friedens ungern gesehen haben, weil sie dein eigenes ehrgeiziges Vordringen gehemmt hätte! Du hast die Zwietracht gewählt, wie sehr du auch den Schein herbeizuführen bemüht warst, daß du gewaltsam hineingedrängt werdest! — Diese Klarheit über sich selbst, die Thurn gewonnen, oder die sich ihm unerbittlich aufgedrängt hatte, ließ ihn auch die Lage der Dinge klarer überblicken, als er es Anderen zugeben wollte. Er hatte Hoffnungen, ja, daß Alles sich zum glücklichen Ausgang gestalten werde, wenn diejenigen, denen die Thaten dafür oblagen, ihren Pflichten entsprachen. Allein er hatte wenig Hoffnung, daß dies geschehen werde. Er sah vielleicht noch schärfer als Mansfeld das Unheil der Verworrenheit in der Führung der Angelegenheiten des Landes. Den lockeren, äußeren, scheinbaren Zusammenhang innerlich wahrhaft zerspaltener Parteien, die gegenseitige Misgunst, die eigensüchtigen Triebfedern, wodurch Vieles gelähmt wurde. Er hatte geheime Scheu, noch mehr als Mansfeld, vor der Unschlüssigkeit und dem leichten Sinn des Fürsten, dem Böhmen sein Geschick anvertrauen sollte. Er erkannte sogar das schwere und gefahrvolle Unrecht, das derselbe auf sich nahm, wenn

er als Fürst des Reichs den Thron eines anderen Fürsten als willkommenes Erbe der Verhältnisse in Anspruch nähme! Er fühlte wie die Schwere und Gefahr dieses Unrechts sich verdopple, wenn Ferdinand das Ziel, wonach er mit unableugbar kühner Beharrlichkeit mitten in den Verwirrungen und Erschütterungen seiner eigenen Lande strebte, die deutsche Kaiserkrone, wirklich erreiche. Er erkannte aber auch zugleich, daß der ganze Kampf Böhmens ein vergeblicher, verlorner sei, daß die furchtbarste Nemesis die Entzünder desselben heimsuchen werde, wenn dem großen, kühnen, politischen Schritte Ferdinand's nicht ein verwegener entgegengesetzt werde. Darum drängte er mit allen seinen Kräften dahin, daß es endlich dazu komme, Einem die Gewalt der Herrschaft zuzuwenden, wenn auch dieser Eine nicht in dem Maße das Vertrauen in Anspruch nehmen konnte, wie es die Lage Böhmens forderte. Die zusammendrängende Kraft eines Willens, dem sich Alle beugten, war jedenfalls besser als die zersplitternde des vielköpfigen Willens. Aus dieser gerettet zu werden, aus dem Verderben zerspaltender Richtungen, aufreibender Zwiste, auseinander fallender Kräfte verworrener Anordnungen, war jetzt das Nothwendigste für Böhmen. Ob es gelingen werde, durch die Wahl Friedrich's von der Pfalz und seine Annahme der Krone, darüber hegte freilich auch Thurn noch seine Zweifel, allein er verbarg sie Anderen, und suchte sie sich selbst zu verbergen, sie zu vergessen, soviel als möglich, um nur vorerst den tiefen Unterhöhlungen und Gefahren der gegenwärtigen Zustände zu entgehen. Deshalb war er auch so eifrig in Mansfeld gedrungen, die Sache Böhmens nicht zu verlassen, obwol er die Ursachen seines Zornes nur allzu gegründet fand; denn mit dieser mächtigen Kriegesstütze brach ein neuer Pfeiler des schwanken Baues zusammen und der neue König Böhmens

fand den Boden, auf dem er seinen Thron errichten sollte, noch unterhöhlter, als er schon jetzt war. Ob später die gute Zeit eintreten werde, die er Mansfeld weissagte und die dieser mit freudiger Hoffnung im Bewußtsein seiner eignen Rüstigkeit ergriff, darüber stieg freilich manches beunruhigende Gewölk in Thurn's Brust auf. Indeß auch er ermannte sich, es heut zu verscheuchen, und den einen Tag des Glücks und der Freude, der ihm in dem Beisammensein so vieler einander und ihm selbst innig Angehörenden zu Theil wurde, als ein Gnadengeschenk des Himmels dankbar zu empfangen, und es so warm und innig zu umfassen, als es ihm irgend möglich sei.

Er ging daher auf Mansfeld's Scherz über die Frauen, daß er keine, und dafür alle habe, munter ein, und sagte im Hinübergehen zu den Wohngemächern der Frauen: „Die unsrigen wollen wir aber doch ausnehmen und für uns behalten Mansfeld, sonst möchte es zu den leidigen Welthändeln noch andere unter uns hier setzen; denn, was den Punkt der Eifersucht anlangt, so glaube ich, daß unser Hauptmann hier so empfindlich ist wie irgend Einer!"

„Da wäre er ein großer Narr", erwiderte Mansfeld lachend, „denn ich bin gewiß, er hat in diesem Punkt weniger zu besorgen als Einer auf der Welt. Schon im vorigen Jahr, — ja es wird ziemlich jährig sein, als ich seine Ehehälfte bei Euch kennen lernte und neben ihr saß, da Eure Frau, Thurn, nichts für ungut, mir nicht so viel Vertrauen schenkte, um mich neben Eure Tochter zu setzen, schon damals mußte ich mir sagen: Das ist eine Festung, die sich selbst vertheidigt. Die kann man in die Luft sprengen, aber nicht erobern."

„Und er hat sie doch erobert" antwortete Thurn lachend, und schlug Xaver leicht auf die Achsel. — —

— — Die drei Frauen, Elisabeth und Thekla, nebst Therese, saßen in dem hohen geräumigen Gemach, welches der Vorsaal Kaiser Karl's gewesen, mit weiblichen Handarbeiten beschäftigt, einer Thür mit Glasscheiben gegenüber, die nach einem Balcon hinausging, von welchem man den reizenden Ueberblick des Waldthals genoß, in dessen Mitte die Burg auf einem kegelförmigen Berge lag, rings von stolzen, grünbewaldeten Höhen umgeben, deren Gipfel sie selbst meist überragten, die indessen doch durch die Einsenkungen und Thalspaltungen auch manche malerische Fernsicht gestatteten. Elisabeth empfing Mansfeld mit der ihre igenen feinen, freundlichen Sitte, welche selbst diesem wilden Zögling des Kriegslagers einen unwillkürlichen Zügel anlegte, sodaß er die rauhe Außenseite nach Möglichkeit glättete.

„Wir haben unsere Friedenstractate abgeschlossen und alle Geschäfte für heut abgethan", redete er die Gräfin mit herzlicher Freundlichkeit an, indem er ihr die Hand küßte; „nun möchten wir gern der Muße froh werden. Werdet Ihr uns wilde Gesellen aber in Euren Gemächern dulden, Frau Gräfin?"

„Graf Mansfeld weiß die Wildheit abzulegen wie die Waffen", antwortete sie lächelnd und fügte die Bitte hinzu, daß er Degen und Hut weglege. — Er that beides. — Xaver und Therese, die einander schon begrüßt hatten, bevor er zu Thurn hinüberging, reichten sich nur mit freundlichem Blick die Hände.

„Ja, wir haben die Arbeit hinter uns, auf einen Tag wenigstens", begann Thurn. „Morgen wird sie uns schon wieder zu finden wissen. Aber in so arbeitvollen Zeiten wie die unsrigen muß man den Augenblick der Muße festhalten und ihn soviel als möglich genießen. Der Soldat

auf dem Marsch hat auch nur kurze Ruhestätten, aber er weiß sie zu schätzen." —

Mansfeld hatte den Degen in die Ecke gestellt und seinen Generalshut darüber aufgehängt. Er kehrte zu den Frauen zurück und sah sowol Theresen als Thekla mit aufmerksamen Blicken an: „Ein ganzes Jahr und darüber ist es her, daß ich die jungen Frauen nicht gesehen habe; dennoch ist mir's wie gestern, so gut habe ich sie im Gedächtniß behalten", sagte er in heiterem Ton. „Ich hätte sie mitten im Walde erkannt. Und doch, Gräfin Thekla", wandte er sich zu dieser, „Ihr seid Euch zum Erstaunen gleichgeblieben, und habt Euch zum Erstaunen verändert! — Ihr müßt Eure Freude haben, Thurn, an einer solchen Tochter!"

Thekla erröthete bei dem unverhohlenen, fast derb herausgesagten Lobspruch des Kriegsmannes. Ihre Mutter nahm das Wort für sie: „Unsere Freude ist, daß sie fromm und gut ist, wie wir uns nur eine Tochter wünschen können."

„Wenn sie so fromm ist wie schön", fuhr Mansfeld, der seine Eigenthümlichkeit nicht verleugnen konnte, heraus, „so muß sie frömmer sein als die Mutter Gottes. Und will mich die junge Gräfin von meinen Sünden absolviren, so brauche ich keinen andern Beichtvater mehr." Mit diesen Worten ergriff er ohne Umstände mit seiner linken Hand ihre rechte, drückte sie ihr kräftig und streichelte sie zugleich mit der rechten freundlich unters Kinn. Thekla ließ es lächelnd geschehen und sagte anmuthig: „Diese Sünde sollte ich schon nicht vergeben, Herr Graf; Ihr maßt Euch Vaterrechte über mich an!"

„Wahrhaftig, die möchte ich besitzen, und würde stolz darauf sein", rief er aus. „Der Wunsch ist doch keine Sünde?"

„Laßt die Sünde aus dem Spiele“, sagte Thurn lächelnd dazwischen: „es trägt ein Jeder genug daran! Im Uebrigen glaube ich nicht, Mansfeld, daß Ihr in Eurem Leben die Beichtväter allzu oft behelligt habt, und so wird's Euch auch wol jetzt nicht Noth darum thun!“

„Wer weiß, Thurn“, antwortete Mansfeld heiter, „wer schwerer in die Wagschale zu legen hat, Ihr oder ich! Doch gebe ich Euch Recht, wir wollen das Sündencapitel mit Ja und Amen abschließen. Trage Jeder was er kann! Meine Last mag nicht zu leicht sein, aber ich habe auch ein paar kräftige Schultern!“ — Indessen hatte er sich Theresen genähert und gab auch ihr herzlich die Hand. „Meines Hauptmanns Frau ist mir auch etwas Subordination schuldig, und ich will Euch gleich einen Dienst auflegen! Ihr sollt mir mit Rechodom gemeinschaftlich Alles ganz erzählen, was ich erst halb weiß. Aber ich weiß genug um Euch zu sagen, daß Ihr eine Frau seid, wie ich nicht eine zweite für einen meiner Hauptleute finden könnte! Mein Wort zum Pfande! Ich rede wie ich denke!“ Nach diesen Worten nahm er sie ohne Umstände herzlich in den Arm und küßte sie auf die Stirn und auf den Mund; Therese erwiderte den Kuß von Herzen. Ja, es durchglühte sie ein Gefühl des Stolzes, von einem so berühmten Krieger so herzlich begrüßt zu werden.

„Mir scheint, Ihr wollt Vaterstelle am ganzen weiblichen Geschlecht vertreten, Mansfeld“, sagte Thurn lachend, „aber da muß ich doch für mein Haus einigen Einspruch thun! — Doch bei Vater und Vaterstelle! Wo ist denn Wolodna? Er darf uns heut nicht fehlen, und unser Hausherr und Hauswirth“ — er meinte den Unterburggrafen Otto von Loß — „muß ebenfalls heut mitten unter uns sein.“

„Der Vater ist hinabgegangen, um für die Unterkunft der Leute und Pferde des Herrn Generals zu sorgen", sagte Therese mit einem Blick auf Mansfeld. „Der Herr Burggraf", setzte sie hinzu, „ist im Brunnenthurm, um das neu hergestellte Schöpfwerk zu prüfen."

„Xaver geht wol hinunter sie zu benachrichtigen!"

„Die Abendtafel ist im Audienzsaal gedeckt", rief die Gräfin dem schon Gehenden nach; „dort werden die Herren uns finden."

„So laßt uns gleich hinübergehen", antwortete Thurn.

„Gern", sagte Elisabeth und wandte sich zu Mansfeld, um seinen Arm zu nehmen.

Die zarte Gestalt der feinen hohen Frau ging an der Seite des berühmten Kriegsmannes leicht dahin. Die Anderen folgten. Der alterthümliche Saal, ehemals der Empfangsaal Kaiser Karl's, hatte hohe, helle Fenster und gleichfalls eine bunte Flügelthür von Glasscheiben, die auf einen Balcon hinausging, mit denen die alte Kaiserwohnung so reich versehen war, weil ihr Bewohner ein warmer Freund stiller Größe, Schönheit und Einsamkeit der Natur war. Gern weidete er sein Auge an den grünen, hochbewaldeten Höhen, welche die Veste rings wie eine zweite Veste umschlossen, und an den tiefen reizvollen Thälern, die den Ring dicht um das Schloß zogen. Einen solchen Blick bot auch dieser Saal durch seine Fenster und vom Balcon herab dar.

Die Sonne stand schon tief und gab dem Kranz der Gebirge rings umher die warme duftige Beleuchtung des Abends; die Waldabhänge, welche ihr Strahl traf, schimmerten im goldigen Glanz. Wildes Weinlaub schlang sich in vollen dichten Ranken um das nächste Gemäuer; die Abendlüfte spielten leicht mit den Blättern. Die gesenkte

Sonne blitzte funkelnd zwischen den Thalöffnungen hindurch.

„Ein herrlicher Lagerplatz", sprach Mansfeld zu Elisabeth, „ich wünschte, Gräfin, ich könnte Euch zu meinem Quartiermeister machen!"

„In der That ein schöner Abendsitz", erwiderte sie lächelnd und doch mit bewegtem Ton der Stimme, denn der Reiz der Landschaft, verschmolzen mit der Wehmuth des abendlichen Duftes, der sich in der milderen Beleuchtung darüber hinhauchte, übte auf ihr jeder Gabe der Natur empfängliches Herz eine Gewalt, die sich durch die weiche Stimmung, in welcher sie sich schon befand, noch verdoppelte.

Die Plätze an der Tafel waren so geordnet, daß Alle des Blicks auf die Landschaft genossen.

Otto von Loß und Wolodna traten jetzt auch mit Xaver ein.

Nach wenigen Minuten saß der kleine Kreis der eng Verbundenen und Hoffenden, wenn auch nicht Glücklichen — denn wer war glücklich in diesen schweren Tagen? — in behaglicher Weise beisammen. Mansfeld war der Gesprächigste, weil er der Sorgloseste war. Kämpfen und Wagen, den Anderen nur das mit Widerstreben erwählte Mittel, um zu ihren Lebenszielen zu gelangen, war ihm der Lebenszweck selbst. Daher hatte er es am leichtesten in diesen sturmbewegten Zeiten! Nur unter ehrenhaften Verhältnissen, das war die Bedingung seines Glücks, wollte er diesen seinen Lebenszweck erfüllen. Dafür hatte Thurn ihm neue Hoffnungen angefacht, und so verschmerzte er die vergangene Unbill, die er erlitten, warf sie zu den vernarbten Wunden, die er auch längst nicht mehr fühlte. — Seine zuversichtliche Heiterkeit machte auch die Thurn's, welche dieser sich mehr erzwungen hatte, als

daß sie freiwillig bei ihm eingekehrt wäre, zu einer natürlicheren, sodaß er bald wirklich für den Augenblick die Sorge vergaß, die in seinem Innern wach blieb. Denn das eine Glück ist des Menschen allgemeines Erbtheil, daß er auf kurze Fristen selbst das Unvergeßliche vergessen kann. Keine Kraft, keine Empfindung in ihm ist ganz vertilgbar, keine ganz unvertilgbar; jede kann lange schlummern, und dann auf Augenblicke allein herrschend erscheinen. Heut erwachte die der Freude; Gram und Sorgen entschlummerten, und ein Schleier legte sich über ihr düstres Reich.

Selbst Elisabeth, deren Seele sich am tiefsten in jenes nächtliche Dunkel versenkte, und selten den Lichtblick der Hoffnung empfand, wurde von dem milden Flügel dieser beglückenden Stunde emporgetragen. Nur eine Sehnsucht erwachte mit tiefer Innigkeit in ihrer Brust; es war das Mutterherz, das sie empfand.

„O wenn doch Heinrich heut unter uns wäre", sagte sie mit einem sanft leuchtenden Blick, der nur das Glück, welches die Erfüllung dieses Wunsches ihr dargeboten haben würde, ausdrückte, nicht den Schmerz, daß er unerfüllt blieb, und wandte das Auge erst zu Thurn, dann zu Thekla.

„Ihr habt einen braven Jungen", nahm Mansfeld das Wort auf, und erhob seinen Becher gegen Thurn; „ich habe davon gehört, wie er sich schon bei Czaslau geschlagen hat."

„Er hat auch den schönsten Lohn dafür erhalten", sagte Thekla mit glänzenden Augen.

„Und welchen?" fragte Mansfeld und sah Thurn dabei erwartungsvoll an.

„Eine Narbe gerad auf der Stirn. Sie steht ihm prächtig unter den blonden Locken und über dem blauen Auge", antwortete Thekla in ihrer Lebhaftigkeit.

Mansfeld sah sie mit einem freudigen Blick an. „Also eine Narbe ist ein so schöner Lohn? Nun, da habe ich auch manchen schönen Lohn empfangen, doch ich hätte mir zuweilen einen besseren gewünscht!"

„Eine solche Narbe, eine erste, ist gewiß ein schöner Lohn, ein theures Andenken!" beharrte Thekla mit gleicher Lebhaftigkeit.

Therese, die wenig sprach, aber Allem mit ihrer verständigen Aufmerksamkeit folgte, sah bei diesen Worten Theklas dieselbe mit dankbaren Augen an und wandte dann den Blick zu Xaver, der auch etwas von solchem Lohn aufzuweisen hatte.

Mansfeld sagte sehr heiter: „Ich hätte nicht gedacht, daß schöne Mädchen eine solche Leidenschaft für Narben haben könnten! Bei allen Heiligen, das verheißt mir auch noch Glück in der Liebe trotz der grauen Haare, die sich schon bei mir einschmuggeln! Denn von dergleichen verteufelt theuren Andenken habe ich wahrhaft eine kleine Sammlung. Leider denken nur nicht alle schöne Jungfrauen so wie Ihr, kleine Heldin! Ihr scheint wahrlich eine zweite Jungfrau von Orleans, Gräfin Thekla! Helm und Panzer und Schwert würden Euch nicht übel stehen! Ja, ich muß es rühmen, Böhmen hat Frauen, die es seinen Männern beinah zuvorthun!" Er heftete sein Auge auf Theresen; ein leichtes Lächeln und Erröthen überflog ihre schönen Züge.

„Es hat Männer, auf die seine Frauen stolz sein dürfen", sagte sie mit edler Erhebung, ohne jedoch einen der Anwesenden dabei anzusehen.

„Und Frauen, auf die seine Männer stolz sein müssen, sonst wollte ich sie nicht des Teufels werth achten", fiel Mansfeld sogleich ein. „Sie sollen leben!" Er erhob seinen Becher und hielt ihn Thurn und der Reihe nach den

Anderen hin; die Frauen grüßten lächelnd. „Ihr habt da drei Edelsteine in Eurer Grafenkrone, die ich mir in mein Wappen wünschte“, fuhr er wieder zu Thurn gewendet fort und ließ seine blau blitzenden Augen über die drei Frauen hinstreifen.

„Ihr vergeßt, Mansfeld“ antwortete Thurn, „daß ich nur zwei davon in meinem Wappen führe.“

„Pah! Der dritte gehört Euch ebenso an! Hier ist Alles, und das freut mich, ein Fleisch und Blut, ein Herz und eine Seele! Möge es so bleiben! — Aber beneiden kann ich Euch! Ihr seid ein reicher Kerl, Thurn! Ich bin ein Habenichts!“ Er stieß den Becher wie unwillig auf den Tisch.

„Nun, nun!“ antwortete Thurn lächelnd und deutete auf Mansfeld's Degengehenk, „wer ein solches «Omnia mea mecum porto» sagen kann wie Ihr, der ist reich genug!“

„Habe den Teufel davon!“ rief Mansfeld wie zuvor.

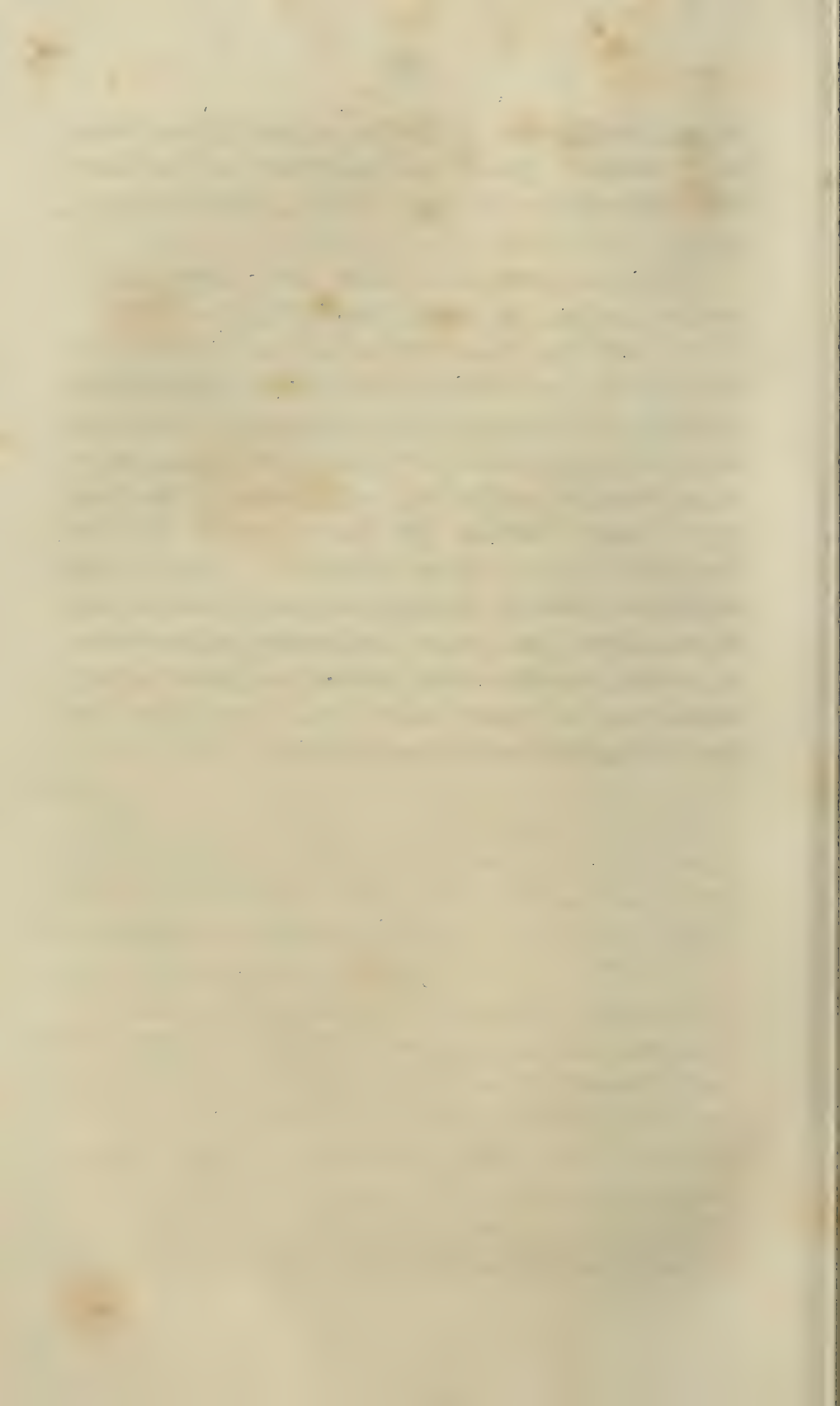
„Laßt nur die Sonne nicht über Eurem Zorn untergehen“, fuhr Thurn heiter fort und deutete mit dem Finger hinaus, denn eben funkelte sie glühend dicht am Rande des Thalhorizonts. „Nehmt den Becher, stoßt an! Beeilt Euch, sonst kommen wir zu spät!“

Mansfeld blickte hinüber. Die Feuerkugel schwebte im klarsten Aether, kein Wölkchen umzog weithin den Himmelsrand. Ein plötzlicher Ernst, eine kühne Erhebung überflog die Züge des Kriegshelden. Er nahm den Becher und hob ihn empor. Es trat eine feierliche Stille ein. Der Saal war mit glühendem Golddust erfüllt. Die drei Frauengestalten saßen in verklärendem Schimmer, denn gerade sie wurden von den Strahlen des funkelnden Gestirns getroffen,

während die Schatten der Pfeiler auf die Männer fielen. Nur Mansfeld's Haupt war gleichfalls hell umleuchtet. Aller Blicke hingen an seinem Antlitz, und er sagte tief bewegt:

„Möge von nun an die Sonne über Böhmen stets so heiter aufgehen, wie sie heut untergeht!“

Auf das letzte seiner Worte fiel der erste Ton der Burgglocke, die den Abend einläutete. Eine unverkennbare Wehmuth und feierliche Erhebung ergriff alle Anwesenden, selbst den felsigen Krieger. Er setzte still den Becher an die Lippen, ohne ihn zum Anklingen zurückzunehmen. So thaten Alle. Indem Mansfeld ihn leerte runzelte sich seine Stirn, und er zog die Brauen zusammen. Man sah, daß sein Glaube nicht im Einklang mit seinem Wunsch war. Mit dem letzten Zug, den er that, verschwand die Sonne, und plötzlich umhüllte tiefer Schatten den Saal. Ebenso plötzlich war der schwere dunkle Flügel des Ernstes dem leichten Flügelschlag des Scherzes gefolgt.



Neunzehntes Buch.



Zehntes Capitel.

Die alte mächtige Reichsstadt Frankfurt war in den letzten Tagen des August des Jahres 1619 von dem reichen Leben und der Pracht des Verkehrs erfüllt, welche jedesmal die Wahl und Krönung eines deutschen Königs und römischen Kaisers begleiteten.

War die Kaiserwahl stets ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit, der alle Gemüther beschäftigte, und auch das Volk selbst im tiefsten bewegte, so war dies jetzt noch in viel erhöhtem Maße der Fall. Denn obgleich die in Böhmen ausgebrochenen Kriegsstürme noch nicht, wie leider nur zu bald, verheerend durch das ganze Vaterland brausten, so hatten die Erschütterungen des gewaltsamen Bruches zwischen Volk und König sich doch schon nach vielen Richtungen fortgepflanzt und wurden, wenn auch gemildert, weithin empfunden. Es war ja nur ein neuer Kampf aus alter Zwietracht, der sich an den Ufern der Moldau entzündet hatte! Der Religionszwiespalt, welcher seit länger als einem Jahrhundert die edelsten Kräfte Deutschlands gegeneinander aufrieb und soviel Blut und Thränen fließen ließ, trieb auch hier wiederum die friedlichen Strö=

mungen gegeneinander. So fühlte jeder Deutsche, er mochte dem alten päpstlichen Glauben oder irgend einer der neuen Lehren anhängen, in dem böhmischen Streit mehr oder weniger sein eigenes Innerste betheiligt, und empfand es klar, wie entscheidend die jetzige Kaiserwahl für ganz Deutschland sei. In Frankfurt, dem Schauplatz derselben, steigerte sich natürlich der Eifer der Theilnahme auf den höchsten Punkt. Alles was in der Stadt geschah, worauf nur das Auge fiel, regte dieselbe an.

Der bloße Anblick der Stadt gab diese Stimmungen kund. Auf der Sachsenhausener Brücke, auf der Zeile, in allen Hauptstraßen, auf den Plätzen, sah man die Menge hin- und herfluten. Sie staunte, bald in Gruppen zusammengedrängt, bald ein freiwilliges Spalier bildend, die schwerfälligen aber prächtigen Carrossen an, in denen die anwesenden Fürsten mit ihrem hohen Gefolge oder ihren sie vertretenden Abgesandten zu gegenseitigem Besuch oder nach den gemeinschaftlichen Versammlungsorten fuhren. Reiter in allerlei prächtigen Ausstaffirungen und goldblitzenden Staatscolletten gaben den Kutschen das Geleit. Von Gold und Silber strotzende Diener standen hinten auf denselben; Kutscher mit langgelockten Perücken, wie sie jüngst in Frankreich aufgekommen waren und von einigen vornehmen Fürsten sogleich nachahmend für ihre Dienerschaft eingeführt wurden, saßen auf den mit Sammet überhangenen, durch prächtige Fransen geschmückten Kutschböcken. Die Pferde, vor den fürstlichen Wagen zu sechs lang gespannt, waren mit schweren Geschirren bedeckt, von Gold- und Silberblechen strotzend, und mit bunten Bändern, Schnüren und Fransen überreich verziert. Es waren meist Rosse von edler brabanter oder spanischer Zucht, groß, stark, aber schwerfällig. Auf den Köpfen prangten hohe Büsche von

gefärbten Straußenfedern, welche den stolzen Gang der Thiere noch stolzer erscheinen ließen. Schaaren von Dienern, zu Fuß oder beritten, folgten bei feierlichen Besuchen dem Wagen ihres Gebieters, oder bewegten sich sonst in den Straßen auf und nieder in müßiger Geschäftigkeit. Besonders sah man sie vor den großen Bürgerhäusern, in welchen die vornehmen Gäste ihre Wohnungen hatten, wo sie die Thüren umstanden, oder auf den Steinbänken und Treppen vor den Häusern saßen. Wohin man blickte trug die Stadt diese äußeren Zeichen der wichtigen und entscheidenden Vorgänge, deren Schauplatz sie gegenwärtig war. Die Volksmassen, welche nur dem Augenblick ihre Aufmerksamkeit schenkten, und nicht weiter über Das, was sich für die kommende Zeit an alle diese bunten Bilder und Erscheinungen knüpfen müsse, nachdachten, staunten dieselben müßig gaffend an und gaben einander, soweit sie vermochten, Auskunft, wer die Fürsten und Herren in den Carrossen oder zu Pferd seien, zu wessen Gefolge diese und jene köstlich herausgeputzten Diener oder Reiter gehörten, wessen Wappen auf den Röcken oder Kutschenschlägen zu schauen war und Aehnliches. In allem Diesem spiegelte sich der bunt gestaltete, lebhaft bewegte Augenblick ab. Doch wenn man die älteren, vornehmeren, besser unterrichteten Bürger im ernsten Gespräch miteinander wandeln sah und die bedenklichen Züge ihres Angesichts betrachtete, wenn man wahrnahm, wie Freunde, die einander begegneten, sich herzlich begrüßten, oft warm umarmten, wie es nur in bewegten Zeiten geschieht, wo jeder dem Andern seinen tiefen Antheil an den gemeinsamen Zuständen und Erlebnissen kund geben möchte; wenn man gar Aeußerungen und Gesprächen näher zuhörte, oder in den verschwiegenen Raum der Häuser trat, wo die Alten und Ehrsamen sich vertraulich besprachen über

den möglichen Ausfall der Wahl und Alles, was im Gefolge der Entscheidung lag: dann wurde man inne, daß die Stadt auch jene schwer ernste Stimmung ausdrückte, die im ganzen deutschen Lande Aller Herzen erfüllte und jedes Auge mit besorgter Theilnahme sich auf die Ereignisse in der Wahlstadt richten ließ. —

Der Wahltag selbst — der 28. August*), ein ewig denkwürdiger Tag für Frankfurt, jetzt und in Zukunft — war eingetreten. Die Bewegung auf Gassen und Plätzen, welche schon seit der ganzen Woche geherrscht hatte, steigerte sich jetzt noch zu größerer Lebendigkeit. Das Volksgedränge wogte hin und her; die Massen strömten dem Dom und dem Römer zu, in dessen alterthümlichen Räumen die Wahlfürsten oder ihre Abgesandten sich versammeln mußten, um sich von da im feierlichen Zuge zu Pferd nach der Domkirche zur Wahl selbst zu begeben. Die erfahreneren, kundigeren Bürger, welche in der gegenwärtigen Wahl nicht der ersten in ihrem Leben beiwohnten, belehrten die minder Unterrichteten über die Art und Anordnung der Festlichkeiten, ihren Ursprung und die Vorrechte der Stadt Frankfurt bei dem ganzen Hergang. Ein wohlbeleibter, seinem feinen reichgestickten und sauber besetzten Wams nach auch wohlhabender, aber etwas pedantischer Bürger setzte einigen jüngeren die Gerechtsame der Stadt Frankfurt in Betreff der Kaiserwahl auseinander.

„Seit Kaiser Maximilian I.“, erzählte er mit Wichtigkeit, „ist unsere Stadt Frankfurt der einzige auserwählte Ort, wo die Wahl und Krönung vorgenommen wird. Diese beiden wichtigsten Acte, an denen sich die mächtigsten Fürsten Deutschlands meist persönlich betheiligen. Kurpfalz

---

*) Historisch.

hat zwar diesmal aus guten Gründen einen Stellvertreter geschickt, den Grafen Solms, allein —"

Ein paar laut keifende Weiber, die sich um einen guten Platz zankten, störten den Vortrag; der Redner warf ihnen einen zornigen Blick zu und sagte zu seinen Zuhörern: „Solch Geschrei ist höchst unziemlich an einem so wichtigen Tage; es wurde vormals gar nicht geduldet. Noch bei der Wahl des Kaisers Mathias, viel mehr noch bei der des Kaisers Rudolphus wurden solche Ruhestörungen streng bestraft." —

„Erklärt uns weiter", bat einer der Neugierigen.

Der Bürger räusperte sich. „Aachen, wo schon Kaiser Carolus Magnus gekrönt worden, und Nürnberg hatten den wichtigen Vorzug verloren. Frankfurt hat ihn allein; jeder unserer Bürger darf stolz darauf sein. Die Reichsinsignien werden zum Theil noch dort aufbewahrt und zu der Feier nach Frankfurt hergebracht; aber es findet keine Wahl noch Krönung mehr dorten statt. — Ja selbst in der italienischen Stadt Pavia, wo vormals, nachdem der deutsche König in Deutschland gekrönt war, der römische Kaiser aus den Händen des Heiligen Vaters die eiserne Krone empfing — ein Reifen ist aus einem der Nägel vom Kreuze unseres Heilandes des Herrn Jesu Christi geschmiedet — selbst Pavia hat unserer Stadt nachstehen müssen. Und nur noch in unserem ehrwürdigen Rathhause empfängt der erwählte Herrscher die römische Kaiserkrone!"

Ein lautes Getümmel und Zusammendrängen des Volks auf einer Stelle störte den gelehrten, mit salbungsvollem Nachdruck gehaltenen Vortrag und verdrängte sogar Redner und Zuhörer von ihrem Platze. Ein Volksschwarm wälzte sich spottend und lachend den beiden zänkischen Weibern nach, die von der Stadtwachtmannschaft wegen ihres un-

schicklichen Betragens weggeführt wurden, um in die Fidel gespannt zu werden. Sie schrien und heulten jetzt noch lauter, als sie zuvor gezankt hatten, aber noch lauter schrie, höhnte und zischte der Pöbel.

„Ganz recht so!“ rief der wohlbeleibte Wohlhabende, indem er fortgedrängt wurde. „Altes Regiment und Zucht muß gehandhabt werden!“

Das Gedränge wuchs mit jedem Augenblick; kaum konnte man noch die Arme bewegen in der zusammengepreßten Masse. Doch dem übergroßen Lärmen wurde ein Ende gemacht, als die schimpfliche Strafe an den beiden Weibern jetzt wirklich vollzogen wurde. Der Schrecken wirkte. Nur ein dumpfes Murmeln schwebte jetzt wie hohles Meeresbrausen über den Schaaren. Jeder Einzelne hütete sich ein lautes Wort zu sprechen. Die städtischen Mannschaften, die das Spalier vom Rathhaus zur Kirche bildeten, suchten auch dem Gedränge zu steuern. Mancher derbe Stoß mit dem Pikenschaft mußte dabei helfen, und dem Widerspenstigen drohte das Schicksal, gleich den zwei Weibern auf der Stelle weggeführt zu werden, um statt des prächtigen Schauspiels, welches der Wahlzug und die Ausrufung der Entscheidung versprach, in den dunklen, mit eisenvergitterten Fenstern versehenen Haftstuben der Rathswache den Anblick der nackten Mauern zu genießen, wenn er nicht gar vierundzwanzig Stunden in den Stock gelegt wurde, so gut wie die Weiber in die Fidel. Dieses Instrument war den beiden Keiferinnen ohne weiteres auf der offenen Gasse angelegt worden. Sie mußten die eigensinnigen Köpfe durch den bauchigen Hintertheil desselben, der sie wie ein Halseisen umschlang, und die Hände in den vorderen Theil durch die Löcher des Geigenhalses stecken. Nachdem eine jede mit einer solchen Geige versorgt war, die keinen

andern Ton hatte als das klägliche Geheul der Eingespannten, wurden sie unter dem Gelächter und verhöhnenden Auszischen des Volks in das Wachtgebäude abgeführt, um dort mit ihren Geigen einander so lange gegenüber zu stehen, bis sich die gegenseitige Erbitterung in der Schmach der gemeinschaftlichen Strafe gelegt haben würde. —

„Wie gefällt dir der Halsschmuck“, fragte ein junger Kriegsmann einen neben ihm gehenden älteren, mürrisch aussehenden, der gleich ihm sich als Zuschauer unter der Menge befand.

„Ich wollte alle Weiber müßten ihn tragen“, antwortete der Gefragte mit barschem Ton. „Anders sind ihre schwatzhaften Mäuler nicht in Stillstand zu bringen!“

Die Umstehenden, unter denen auch einige Frauen und Mädchen, sahen sich nach dem Sprechenden um, und man kann denken, daß der weibliche Theil derselben nicht die freundlichsten Blicke für die beiden Kriegsmänner hatte.

„Sieh nur, Kathy“, flüsterte eines der Mädchen ihrer Nachbarin zu, „wie der grobe Mensch aussieht! Er hat mehr Bart als Gesicht und mehr Narben als Bart.“

„Ja das wäre den alten Brummbären und Eisenfressern gerade recht, wenn sie uns so ganz nach Gefallen mishandeln könnten“, antwortete die Angeredete leise. „Der da mag auch Ursach haben, ärgerlich auf uns Frauen zu sein, denn ihm hat gewiß in seinem Leben noch keine ein freundliches Gesicht gemacht und ein gutes Wort gesagt! Er sieht aus wie der ....“ sie schlug ein Kreuz.

„Ich habe auch noch keiner eins gemacht, Jungfer Naseweiß, und werde keiner eins machen, am wenigsten einer solchen, wie Sie ist“, fuhr der Kriegsmann, der ein Ohr zu haben schien wie eine Gemse auf der Vorhut, herum und maß die Mädchen mit einem grimmigen Blick.

Diese fuhren erschreckt zusammen. „Und wenn ihr euer loses Maulwerk nicht besser in den Zügel nehmt“, setzte er hinzu, „ihr nasewitzigen Unterröcke, so sollt ihr's erleben, daß man euch in eben solchen Nothstall spannt wie die beiden Zankteufel da, so wahr ich Kaspar Schwarz heiße!“

Bei dieser finstern Anrede drückten sich die beiden Mädchen in die Menge hinein, um dem Blicke des alten Werwolfs zu entschlüpfen. Sie schienen im Geiste schon die abscheuliche Fidel um ihren hübschen Nacken zu fühlen, so zogen sie scheu die Köpfe einwärts und schmiegten sich zwischen die Umstehenden hindurch.

„Siehst du, Michel, wie sie Fersengeld geben“, rief Kaspar Schwarz auflachend, ohne deshalb freundlich auszusehen, „aber hätte ich nur Macht über sie, sie sollten mir alle Beide heut in die Fidel kriechen bis sie ....“

„Nicht so laut“, unterbrach ihn das ernste Wort einer der Hauptleute der Stadtmannschaft, „hier darf kein Lärmen stattfinden!“

Kaspar Schwarz sah trotzig zu dem Manne, der ihm diese Ermahnung zukommen ließ, hinauf, rollte seine ingrimmigen Augen, bezwang aber seinen Verdruß und schwieg.

„Das hat man davon“, murmelte er halb vor sich hin, halb zu seinem Kameraden, „wenn man an solchen Tagen nicht im Dienst ist, sondern nur wie das andere Spießbürgervolk Maulaffen feil hat.“

„Seid doch froh, daß Ihr noch nicht im Dienst zu sein braucht, Ihr könnt es ja doch noch nicht aushalten“, antwortete der jüngere Reitersmann.

„Soll ich etwa froh sein, weil mir Knochen und Eingeweide so zerschossen sind, daß ich ein halber Krüppel bin?“ fuhr Kaspar rauh auf. „Wenn's noch in einem

ordentlichen Gefecht gewesen wäre, Klinge gegen Klinge! Aber von lottrigen Weibsbildern und Landläufern, in Spitzbubenherbergen" —

„Ich hätte doch gern den Beutel Geld gehabt, den es Euch eingebracht hat!"

„Das glaub ich dir, Vetter Michel, kluger Michel!" Das Schmerzengeld möchtest du einsacken, aber ...."

„Nun, die Schmerzen werden so übermäßig nicht gewesen sein", unterbrach ihn der junge Mann etwas spöttisch.

„Schmerzen! Du Gelbschnabel! Du Feuchtohr!" grollte ihn Kaspar so rauh an, daß er sich wieder eines Verweises zur Ruhe gewärtig sein konnte. „Glaubst du, ich hätte gewinselt wie ein Großmuttersöhnchen, weil mir eine Kugel zwischen Fleisch und Knochen gesessen hat? Du hättest wol gegreint wie ein Schulknabe unter der Ruthe! Schmerzensgeld! Das heißt für Aerger, Verdruß, Zorn, Wuth! Daß ich nicht das ganze Vagabunden- und Diebeshöhlenpack über die Klinge springen lassen konnte und die Spelunke in Asche legen und Alles darin braten, was auf zwei Beinen in dem Nest umherging! Dafür waren sie mir ein Schmerzengeld schuldig! Und daß mir mein Gaul gestohlen war, von dem polnisch-böhmischen Galgenholz! Der dickbackenknochige Borstenkopf mit dem breiten Stumpfriecher soll mir aber je wieder über den Weg laufen!"

„Du kannst dir die alte Geschichte gar nicht aus den Gliedmaßen bringen, Kaspar", antwortete Michel, „und ärgerst dich immer wieder grün und gelb darüber. Du solltest es dem Böhmaken doch Dank wissen, daß er deine Depeschen in Linz abgeliefert und Nachricht von dir gegeben hat. Sonst wärest du am Ende in der Herberge umgekommen!"

„Ich sollte ihm wol noch die Füße küssen, daß er mich

so ans Messer geliefert hatte! Die Depeschen hat der Hundssohn nur aus Angst abgeliefert, daß sein Spitzbubenstreich doch vielleicht auf irgend eine Art herauskäme, und dann hätte er die Verantwortung für die gestohlenen Briefschaften gehabt. Meinetwegen hätte er nicht Anzeige gemacht; ich hätte in dem Loch verrecken können! Und es hing an einem Haar, daß ich dort hülflos crepirte. Eine Hundsgeschichte!"

„Ei was! Du verdankst der Hundsgeschichte ein hübsches Stück Geld und einen hübschen Dienst! Hier in Frankfurt, in der Ehrenwache des Königs haben wir es doch besser als auf Vorposten!"

„Weil du ein Hasenfuß und ein Milchbart bist! Ich bin auf dem Sattel geboren und gewiegt —"

„Und im Harnisch gewickelt", lachte Michel!

„Wenn ich nur schon Dienst thun könnte, ich wollte lieber . . . ."

„Still, paß auf! Sie kommen, glaub ich!"

Es entstand eine jener Bewegungen in der Menge, wie sie in von Erwartung gespannten großen Massen bei jedem kleinen Anlaß vorkommen, weil Jedermann darin den Beginn des erwarteten Ereignisses vermuthet. Ein verstärktes murmelndes Geräusch lief durch die Reihen; Alles drängte etwas vorwärts und Aller Blicke richteten sich nach dem Rathhause, aus dessen Pforten man die Wahlfürsten hervorkommen zu sehen hoffte. Doch der Wachthauptmann ließ die Vordrängenden wieder zurückweisen durch seine Mannschaften und ritt selbst mit dem Pferde dicht an den vordersten Reihen hinunter, daß sie aus Furcht getreten zu werden scheu zurückwichen. „Platz, Leute, Platz!" rief er ihnen zu, „es muß Bahn gemacht werden für einige geistliche Herren, die noch in die Kirche müssen." Diese Worte,

welche die Ursache der Bewegung erklärten, begleitete er mit Winken seines gezogenen Degens, die die Richtung andeuteten, in der das Volk zurückweichen sollte. So erweiterte sich der Raum zwischen dem Spalier etwas, und man sah von der Gegend des Rathhauses her einige schwarz gekleidete Herren herankommen, die jedoch nicht sämmtlich Geistliche zu sein schienen. Ob sie aus dem Römer selbst kamen, blieb zweifelhaft, da sie sich schon eine Strecke von dem Eingange mitten im Volke befanden und auch aus dessen dichtgedrängten Schaaren von den Häusern her hervorgegangen sein konnten.

„Die Federfuchser!" murrte Kasper wiederum unzufrieden. „Sie müssen immer etwas voraus haben! Ihnen müssen wir Platz machen! Weshalb können sie nicht so gut wie wir auf der Straße bleiben? Sie müssen in die Kirche!"

„Es sind ja mehrere Geistliche dabei vom Jesuitenorden", bemerkte Michel.

„Ja, Schwarzröcke! Der Teufel ist auch ein Schwarzrock! Ich kann die Kerle nicht ausstehen! Federfuchser und Kanzeldrucker! Alles ein Gelichter! — Bei Sanct-Jörgen", rief er lebhaft, wiewol mit unterdrückter Stimme, „das Gaunergesicht muß ich kennen! Den da!" Er stieß seinen Kameraden an und zeigte auf einen blassen, hagern Mann im schwarzen Sammetkleide mit spanischem Mäntelchen, weißem Halskragen und einem kleinen Degen an der Seite. „Jetzt weiß ich's! Ich habe ihn bei dem Slawata in der Kanzlei gesehen, als ich Depeschen in Wien ablieferte! Das schwarze Ungeziefer nistet sich überall ein; nun kriechen sie auch hier in Frankfurt herum. — Da ist auch Slawata selber! Der mit dem langen, blaßbärtigen Jesuiten dort geht!"

Michel kannte keinen der bezeichneten Männer, — daher waren sie ihm auch ziemlich gleichgültig. — Die Augen der Menge hefteten sich neugierig auf die Kommenden, in denen sie wegen der Aufmerksamkeit, die ihnen von den Ordnung haltenden Mannschaften gewidmet wurde, wichtige Personen vermutheten. Diese gingen jetzt so dicht an der Stelle vorüber, daß man jedes ihrer Worte, auch beim halblauten Gespräch hören konnte.

„Und Ihr seid dessen sicher", fragte Slawata und wandte sich zu dem ihm zunächst gehenden Mann im schwarzen Sammetkleide, von dem Kaspar gesprochen.

„Ganz sicher!" antwortete dieser. „Die Nachricht ist auf das schnellste hier; es sind reitende Boten auf der ganzen Straße aufgestellt."

„Und Ihr meint heut oder morgen müßte sich's entscheiden?" fragte der Mann in der Jesuitenkleidung auf Slawata's linker Seite den Nämlichen.

„Ja, würdiger Pater Thyßka! Heut, morgen, gestern — je nachdem es fällt! Aber an einem dieser Tage muß es sich entscheiden!" lautete die Antwort.

„Mehr hörte man von ihrem Gespräch nicht, da sie jetzt schon an Kaspar's Platz vorüber waren und der Kirche zugingen.

„Jetzt hab' ich's!" rief dieser herausplatzend, „der schmächtige Krummbuckel mit seinen Kratzfüßen ist der nämliche, der in Prag mit aus dem Fenster spaziert ist, der — wie heißt er doch, der Geheimschreiber — hilf mir doch, Michel!"

Michel wußte nicht zu helfen.

„Der Fabricius", half sich Schwarz plötzlich selbst.

„Der ist mit aus dem Fenster geworfen worden?" fragte Michel und machte große Augen.

„Ja und lebt doch noch, und geht auf seinen dünnen Beinen umher so gut wie sein Herr und Gönner da vor ihm! Die Federfuchser haben Alle ein Pactum mit dem Satan! Der Kerl ist so dünn und knickbeinig, daß man glauben sollte, er müßte sich die Knochen zerbrechen, wenn er sich im Bett umdreht. Und den schmeißen sie dreißig Ellen hoch zum Fenster hinaus und er bleibt ganz! Unser Einem hätte das passiren sollen! Kein Knochen der nicht in zehntausend Splitter zerfahren wäre! Aber das Unkraut verdirbt nicht!“

„Was du wieder zusammenschimpfst und fluchst, Kaspar“, antwortete Michel kopfschüttelnd, „das sind doch Herren von unserer Sache!“

„Die Tintenkleckser sind überall gleich! Ich kann das schwarze Ungeziefer in der Welt so wenig wie im Bettstroh vertragen!“ rief er lachend. „Mir sind sie wie die Galle, aus der sie ihre Tinte kochen. Was sie in der Schreibstube einrühren, müssen wir ausfressen im freien Felde, und die Haut für sie zu Markte tragen! Was sie nur jetzt wieder ausspinnen mögen, von gestern und heut! Was gestern geschehen ist, ist abgethan, was heut geschieht haben wir vor der Nase, und was morgen kommt, weiß Keiner! Aber wenn Pfaffen und Schreiber mit ihren Gänsekielen ins Garn stochern, so verfitzen sie in einer Stunde mehr Fäden und Knoten, als unser kaltes Eisen in Jahr und Tag zerhauen kann. Das schieben sie uns dann zu! Wir sollen reinen Tisch machen, wo sie ....“

Mitten in den Strom seiner bittergalligen Worte tönte plötzlich das hehre Geläut der Glocken vom Dom herab; und bald darauf von allen Kirchthürmen der alten Reichsstadt.

Es war das Zeichen, daß die Wahlfürsten jetzt aus

dem Rathhause zur Kirche aufbrechen wollten. Als verdopple sich in einem Augenblick die Menge der Zuschauer, soviel dichter wurde ringsum das Gedränge, so wuchs das brausende Getümmel der Stimmen, welches die Lüfte erfüllte. Der Hauptmann der Stadtmannschaft sprengte trotzdem im Galopp, sodaß Alles vor ihm angstvoll auseinander stob, nach dem Rathhaus, und ließ die Massen, die es, um bei der Eröffnung der Pforte ganz nahe zu sein, anstürmend umdrängten, von den Mannschaften gewaltsam zurücktreiben. Es mußten die Spieße vorgehalten werden, um Gehorsam zu erlangen. Auf dem freien Raum vor dem Rathhause wurden jetzt von Dienern in den prächtigsten Livreen, daß man vor Goldstickereien und Passementarbeit kaum die Farben der Röcke erkennen konnte, die Rosse vorgeführt, welche die Wahlfürsten und ihre Abgesandten besteigen sollten. — Ein prachtvoller spanischer Schimmelhengst wurde zuerst von zwei Stallmeistern, die die langen, goldverbrämten Zügel auf beiden Seiten hielten, ans Thor geführt. Ein Mann von hoher Gestalt, mit einem Hermelinpelz bekleidet, die Bischofsmütze auf dem Haupt, trat aus der Menge der bunten, reich gewappneten oder kostbar gekleideten Gestalten, die man jetzt in der Flur unter der Pforte des Römers erblickte, hervor. „Das ist der Kurfürst von Mainz“, hörte man im Volke sagen. „Gleich hinter ihm steht der Kurfürst von Köln, und der Dritte ist der Kurfürst von Trier.“

„Kennt Ihr die Kurfürsten auch, Kaspar?“ fragte Michel.

„Die geistlichen nicht; die bekommt man heutzutage nicht zu sehen, wo es nach Pulver riecht. Zu alten Zeiten war's anders“, fuhr er fort. „Da zogen die geistlichen Herren noch vom Leder; jetzt führen sie nichts als die Feder. — Der hat auch öfter auf der Kanzel gestanden, als im Sattel

gesessen", lachte er, indem sich der Kurfürst aufs Pferd schwang. „Er sitzt auf wie ein Schneidergesell, der sich durchgeritten hat! Das wäre nicht mein Mann!"

„Der Schimmel ist aber gut!"

„Ja! Das Pferd! Wenn der Satan den Hengst hätte und ich den Kerl, — ich tauschte mit dem Satan!"

„Du, verbrenne dir nicht das Maul", murmelte Michel leise, da einer der Wachthabenden sich nach ihm umzusehen schien. —

Inzwischen waren auch die beiden andern geistlichen Fürsten aufgesessen. Beide auf prächtigen Zeltern. Die Pferde anderer Farbe waren nicht so Sitte für die geistlichen Fürsten als die Schimmel.

„König Ferdinand!" rief Kaspar Schwarz mit ganz anderm Ton als bisher; und seine knochige breitschultrige Gestalt rückte sich ehrfurchtsvoll zurecht und sein Auge blitzte stolz.

„Der wird's! Der wird's!" ließen sich mehrere Stimmen unter den Bürgern hören. „Das ist er! Da seht ihn! Er wird gewählt, verlaßt euch drauf!"

„Hm! Man kann immer nicht wissen, ob nicht der Baier", wandte ein Zuschauer ein.

„Was Baier! Das ist schon unter ihnen abgemacht! Der Baier hat ausgeschlagen!"

„Was Ihr Alles wißt! — Aber die lutherischen Fürsten sind dem Ferdinand nicht grün!"

„Was?" fuhr hier Kaspar Schwarz den beiden Bürgern ins Gespräch. „Grün oder nicht! Gelb mögen sie werden vor Aerger. Aber unser Herr wird Kaiser! Abgemacht! Und wer das bezweifelt, den soll —"

„St! doch", zupfte Michel den polternden Kameraden.

Dieser wollte antworten, doch lautschallender Trom-

petenklang erfüllte plötzlich die Luft und schnitt die Gespräche ab. Der Zug setzte sich in Bewegung.

„Hüte ab!“ rief eine Stimme. Im Nu flogen alle Hüte herunter und gleichzeitig ertönte lauter Jubelruf! Die Wahlfürsten wurden mit schallendem Frohlocken begrüßt. Die drei geistlichen Herren ritten voran; dann der König von Ungarn und Böhmen; drauf die Abgesandten von der Pfalz, Brandenburg und Kursachsen. Der Graf Solms war der Vertreter Friedrich's von der Pfalz. Zwischen den Fürsten Dienerschaft und Bewaffnete zu Fuß. Sie grüßten freundlich in das Volk hinunter von ihren prächtigen Rossen. Mit jedem Gruß neuer Jubelruf. Er übertönte den mächtigen Glockenklang und den Trompetenschall. Jede Brust fühlte sich erhoben, denn es war ein großer Augenblick. Deutschland sollte einen neuen Kaiser erhalten, einen neuen Schirmer seiner Rechte, seines Friedens, seines Glücks, und hoch auf schwoll das Herz so wichtiger Entscheidung, so kostbarer Hoffnung gegenüber!

Elftes Capitel.

Dem Prachtzuge der Wahlfürsten nach dem Dom drängte der Strom der Menge nach. Kein Rufen und Schreien der Stadtmannschaften half. Die Masse ließ sich nicht überwältigen!

„Hier bricht sich Alles die Hälse und Rippen“, sagte Kaspar zu Michel, der neugierig mit vorzubringen trach-

tete. „Laß uns aus dem Spectakel heraus! Ich schere mich den Teufel um die Kirche!“

„Nein, Schwarz“, antwortete Michel, den bei seiner Jugend die Pracht der Ceremonie und die Neugier mächtig stachelte. „Thu' mir die Freundschaft. Komm mit! Wir werden uns doch durch die Spießbürger Bahn machen?“ Er schob dabei den ehrsamen frankfurter Bürger, der zuvor so gelahrt gesprochen hatte, dergestalt unsanft auf die Seite, daß ihm das eingequetschte Wams halb zerriß. „Seit Ihr von Sinnen“, brach der Beleibte erbittert aus. „Was maßt Ihr Euch hier für ein Betragen an?“

Kaspar war, wie gesagt, nicht sonderlich eifrig, sich in die Kirche zu pressen, — Kirchen flößten ihm einen so gründlichen Widerwillen ein, daß er ihn selbst bei Festlichkeiten nicht ganz überwand, — allein er hielt kameradschaftlich zu Michel. Schon deshalb wäre er ihm treulich zu Hülfe gekommen. Was er aber gar nicht vertragen konnte, war, daß ein Bürgersmann, ein Kerl von der Elle oder Nadel, oder gar von der noch verhaßteren Feder, sich's herausnehmen wollte, einen Mann, der das Kriegswams trug, zur Rede zu stellen. Des ehrsamen Frankfurters gerechte Beschwerde war daher für ihn der Grund zu dem unwiderruflichen Entschluß, jetzt in die Kirche zu dringen, und wenn es das Leben gekostet hätte. Er schnaubte also mit den Titeln „Dickwanst, Schmeerbauch, Käsekrämer!“ den ärgerrothen, entrüsteten Bürgersmann dergestalt an, daß dieser sofort zu einem Furchtbleichen, Todeserschreckten wurde. „Ihr untersteht Euch, einen kaiserlichen Kriegsmann“ — er legte sich und Michel diesen Titel schon in der Sicherheit bei, daß sein König Ferdinand gewählt werden müsse — „so ungebührlich und respectwidrig zu behandeln? Soll ich Euch den Degenknauf zwischen die

Rippen pflanzen, bis an die Scheide?" Und dabei drückte er dem wohlehrsamen Herrn den Knopf seines Degengefäßes dergestalt in die Seite, daß er laut aufächzte und sich mit einem so heftigen Sprung, als das Gedränge nur zuließ, auf seine Nachbarn warf. Sogleich entstand allgemeines Geschrei und Getümmel. Mehrere Stimmen schrien durcheinander: „Was gibt's hier? Wer fängt hier Händel an! Ruhe! In den Stock mit den Ruhestörern!"

„Ordnung", donnerte das Machtwort eines Wachthabenden.

„Macht vorwärts", raunte Michel erschreckt Kaspar zu, „sonst fassen sie uns am Ende!"

„Was, fassen?" knirschte dieser. „Da sollen sie erst Haare lassen", und er hatte schon die Faust am Degengriff, um blank zu ziehen.

Michel zog ihn aber vorwärts; die Massenströmung faßte sie unwillkürlich und trieb sie der Kirchthür zu, während ein anderer hinzudrängender Strom sich zwischen sie und die Beleidigten einkeilte. Diesem Zufall verdankten sie es, daß Kaspar's wilde Unvorsichtigkeit keine Folgen weiter hatte. Denn bevor die Bürger recht wußten, um was es sich handle, und der Hauptmann der Wache einige Ruhe gestiftet hatte, waren die Reiter so weit fortgerissen im Gedränge, daß ihnen nicht nachzukommen war. Aber der beleidigte und mishandelte Bürgersmann brach in heftige Klagen und Schmähreden aus, die er dem Kreise der ihn theilnehmend umstehenden Bürger zu hören gab. „Das sind Fremde!" rief er. „Sie sollten eigentlich gar nicht in der Stadt sein! Aber unter allen Vorwänden schleichen sie sich ein! Bald sind sie von der Dienerschaft der Fürsten und Herren, bald von ihren Reitern und Söldnern! Sonst hätten sie ausgewiesen werden müssen so gut wie alle

andern Fremden, oder eingesperrt wie die Juden in ihrer Jüdengasse!"

„Freilich!" bekräftigte ein Anderer. „Nur der frankfurter Bürger hat ein Recht der Kaiserwahl beizuwohnen! Und wir werden hier verdrängt durch all das ausländische Gesindel!"

„Es ist gotteslästerlich! Ich glaube ein paar Rippen sind mir gebrochen", ächzte der Wohlbeleibte. „Auch die Diener sollte man für den Tag ausweisen oder einsperren, außer Denen, welche wirklich Dienst haben. Das sind ein paar Leute! Aber vollends diese unverschämten Soldaten! Wozu sind sie nütz? Haben wir nicht unsere Bürgermannschaften, die allen Dienst verrichten? Diese Kriegsknechte haben nicht einmal Dienst heut! Sie haben nichts zu thun, als uns eingeborenen Bürgern die Eingeweide aus dem Leibe zu pressen im Gedränge! Mir muß etwas zerrissen sein im Unterleibe!" stöhnte er und hielt sich, da er sich schon ganz seitwärts aus dem Hauptstrom des Gedränges zurückgezogen hatte, mit beiden Händen den Leib. Einige Bürger und Gevattern umstanden ihn mitleidig.

„Aber so geht's, wenn kein altes Recht und Gesetz und Herkommen mehr geachtet wird? Ausgewiesen alle Fremde am Tage vor der Wahl, so lautet das Gesetz! Wozu die Ausnahmen! — Wenn das Unheil so weiter frißt, erleben wir's noch, daß die Juden zusehen dürfen, wenn der heilige römische Kaiser erwählt wird!"

Während dieser Beschwerden unter dem Bürgerhaufen waren Michel und Kaspar glücklich in die Kirche eingedrungen. Kaspar hatte ein verwegenes Mittel erdacht, sich einen guten Platz zu schaffen. Er hatte sein kurzes Seitengewehr gezogen, an Schulter genommen und gebot im Commandoton, als ob er dienstlich befehligt sei, hier

eine Bahn zu brechen, den vor ihm Stehenden Platz zu machen. Michel folgte ihm nach, als gehöre er zu seinem Commando. So wichen ihnen die Zusammengedrängten mit Ehrfurcht und Schrecken aus, in der Meinung, es rücke ein ganzes Truppencommando nach; erst wenn sie Raum gegeben hatten, sahen sie, daß es nur zwei Mann waren, die vorwärts drängten, verwunderten sich höchlichst, aber .... blieben bei Seite geschoben!

„Siehst du", triumphirte Kaspar leise gegen Michel, nachdem sie einen herrlichen Platz nahe am Altar gewonnen hatten, wo sie Alles sehen konnten, „so muß man's machen. Nur zugegriffen, nicht erst gefragt. Dann sperren sie hinterher Maul und Nase auf, aber es ist zu spät! Wer viel fragt, bekommt viel Antwort."

„Ihr seid ein Teufelskerl mit Dreistigkeit — ich hatte bange sie würden uns beim Kragen nehmen!" antwortete der gutmüthige Michel.

„Beim Kragen nehmen? Einen kaiserlichen Reitersmann! Lump du! Das kannst du nur denken? Wie willst du deinem Stande Respect verschaffen? Mit dem Finger sollen sie mich antippen!" Kaspar war muthig, tolldreist, voll trotziger Soldatenanmaßung; aber er nahm doch jetzt den Mund etwas voller, da er sah, daß Alles glücklich ausgeschlagen war.

Michel ließ sich, wie oftmals, auch jetzt von ihm imponiren und faßte den ehrfurchtsvoll staunenden Glauben, sein Kamerad würde die gesammte Bürgermannschaft der alten Reichsstadt zu Paaren getrieben haben, falls ihm irgend wer zu nahe getreten wäre. —

Sie sahen sich jetzt in der überfüllten Kirche um und ihr Staunen wuchs, je länger sie die prachtvollen Einrichtungen und Ausschmückungen anschauten. Ueberall Kronen-

leuchter mit flimmernden Kerzen, alle Kapellen und Altäre mit kostbaren golddurchwirkten Teppichen geschmückt; vor dem Hochaltar ein wahres Feuermeer von Kerzenlicht. Herrliche Gemälde zwischen den Pfeilern, Bildsäulen, alte Prachtdenkmale. Vor allem war es die Masse Derer, welche die Kirche erfüllten, die den feierlichsten Eindruck hervorbrachte; in dem Volke Kopf an Kopf gedrängt, und auf den vorbehaltenen Sesseln und Plätzen die ganze Pracht der Ritterschaft, die hohen Würden der Geistlichkeit, die schwarzgekleideten Rathsherren und Schöffen der Stadt, endlich die im höchsten Putz strahlenden Damen, viele mit goldenen Ketten, Perlen, Edelsteinen blendend geschmückt.

Michel, jung und frisch von Sinnen, wendete seine leuchtenden Blicke sprachlos von einem Gegenstande auf den andern; er wußte nicht, worüber er am meisten erstaunen sollte. Kaspar schaute mehr wild und unmuthig als verwundert oder gar freudig darein. Er war überhaupt unzufriedenen Sinnes; vollends aber nach seinem letzten Unfall, der die eiserne Kraft seines Körpers gebrochen hatte und wovon er, wenn er es auch trotzig unterdrückte, doch noch Schwächung und Schmerzen empfand, konnte ihm nichts eine freundliche Miene ablocken. Nur einiger Stolz drückte sich in seinen Gesichtszügen aus, daß es, wie er fest annahm, der Herr sein werde, dem er diente, welcher nun bald als Herr und Kaiser im ganzen Deutschen Reiche gebieten werde. —

Michel hätte sich gern Alles erklären, jeden prächtig gekleideten Ritter, jeden Geistlichen im Ornat nennen lassen. Doch er wußte nicht, wie er zu solcher Kenntniß kommen sollte. Er scheute sich vor Kaspar, irgend einen der Bürger anzureden, denn dieser verachtete die Gemeinschaft mit dem Schlafmützenpack, wie er die Nichtsoldaten gern mit sum-

marischem Titel belegte. Endlich siegte aber doch die Neubegier über diese Scheu vor dem unwirrschen Kameraden. Er fragte daher einen ältlichen Bürgersmann im saubern, pelzverbrämten Kleide, der neben ihm stand: „Wer ist wol der alte geistliche Herr dort oben in dem Stuhl, rechts vom Altar?“

„Der alte Herr mit dem langen weißen Bart?“ fragte der Bürger.

„Richtig, Herr, den meine ich!“

„Das ist der Fürstbischof von Bamberg. Ein gottesfürchtiger Herr, der gewiß einmal heilig gesprochen werden wird“, setzte er hinzu.

Michel antwortete nur durch eine Verbeugung seines langen Gesichts. „Und der Dritte von ihm“, fragte er nach einer kleinen Pause, „der dicke Herr?“

„Das ist Se. Hochwürden der Herr Abt von Fulda; ein hoher Prälat“, war die Antwort.

„Wie heißt er denn?“

„Das weiß ich nicht; aber er ist aus einem gräflichen Geschlecht und mit hohen Fürsten und Herren verwandt.“

„So so!“ staunte Michel in Ehrfurcht.

„Mir sind alle die Glatzköpfe gleichgültig“, brummte Kaspar halb vor sich hin, halb richtete er die Worte an Michel als einen Tadel über sein vieles Fragen.

„Der vornehme Ritter, der da eben aufsteht, oben auf dem Chor — könnt Ihr mir den nennen?“ fragte Michel.

„Das ist der Graf von Erbach. Der gehört mit zum Hofhalt des Herrn Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, für dessen kurfürstliche Gnaden Se. Erlaucht der Graf Solms die Wahlstimme abgibt“, antwortete der Bürger.

„Was Ihr nicht Alles kennt und wißt“, erwiderte der

vertraulich gewordene Michel, „Ihr nennt sie ja Alle bei Namen!“

„Alle? O da fehlt noch viel“, antwortete der Bürger. „Aber so Manchen kenne ich. Ist es doch nicht die erste Kaiserwahl, der ich beiwohne, und es kommen doch immer viele der nämlichen Herren her, und man lernt sie allmälig kennen, wie sie einrücken, ihren Aufzug halten, ihre Besuche machen!“

„Also Ihr habt schon eine Wahl erlebt?“ fragte Michel.

„Schon zwei“, antwortete der Gefragte und machte durch nachdrückliche Betonung den Stolz des frankfurter Bürgers etwas geltend; „ich war bei der Wahl des Kaisers Mathias und bei der seines Bruders des Kaisers Rudolf. Das war im Jahre ....“

„Das ist auch der Rede werth“, fuhr ihm Kaspar ins Wort, der sich längst über die vertrauliche Unterredung mit dem „Mann von der Schlafmütze“ ärgerte. „Es ist keine große Kunst ein Pack Jahre auf dem Rücken zu haben und nur das Maul aufzusperren, wo es etwas zu sehen gibt. Das hätte ich auch gekonnt; aber ich habe unter Kaiser Rudolf und Kaiser Mathias die Klinge geführt und mir Pulverdampf um die Nase wehen lassen. Das riecht anders als das Räucherwerk vom Altar.“

Eben verbreitete sich der Duft desselben. Der Bürger war ganz verdutzt über des groben Kriegsknechtes grobe Rede und sah ihn starr, mit halb offenem Munde an, weil er sich gar nicht denken konnte, daß sie der Lohn seiner Gefälligkeit sein sollte. Kaspar hatte sich wieder so vergessen, daß von den Umstehenden ein unwilliges St! gegen ihn ertönte. Michel, der eben wieder eine neue Frage auf der Zunge hatte, nach der Bedeutung des Denkmals in der rechten Wand des hohen Chors, welches dem Kaiser

Günther errichtet war, schnappte mit seiner Rede ab. Es hätte vielleicht noch unangenehme Worte und Streit gegeben, wobei Kaspar trotz seiner überstolzen Worte den Kürzern gezogen und ihn als Ruhestörer an heiliger Stätte vielleicht eine ernstliche Strafe getroffen haben würde, allein in dem Augenblick gerieth die ganze in der Kirche versammelte Menge in unruhige Spannung. Aller Blicke richteten sich nach der Pforte des Conclave, aus dem die Kurfürsten hervortreten sollten, und ringsher wurden die Worte gemurmelt: „Sie kommen. Es geht an! Jetzt, jetzt!"

Die Orgel ertönte mit mächtigem Klange des vollen Werkes. Die Geistlichen am Altar knieten nieder, die Chorknaben, welche den Dienst hatten, hinter ihnen gleichfalls.

In diesem Augenblick gespannter Erwartung fühlte Michel einen Druck der nervigen Faust Kaspar's in seinen Rippen. „Bei allen Heiligen und Teufeln", raunte er ihm ins Ohr! „Das ist der kaschubische Hallunke! Da drüben! Sieh!"

„Was denn! Wer denn!" fragte Michel vorsichtig leise, in der Besorgniß, daß Kaspar einen neuen Skandal veranlassen könne.

„Der Hund, der Böhmak, der mein Pferd gestohlen hat, der Zaloska!" knirschte dieser. „Wenn ich ihm hier zu Leibe könnte!"

Michel hielt ihn unwillkürlich beim Arm zurück, da er fürchtete, daß der wilde Mensch in der Kirche selbst einen Ausbruch seines Ingrimms nicht unterdrücken würde. Vergeblich aber suchte er mit den Augen den Gegenstand, der Kaspar's Zorn so erregt hatte. Endlich entdeckte er den Kopf eines durch die dicht gedrängte Menge sich mühsam vorwärts kämpfenden Mannes. Das Gesicht entsprach der

Schilderung Kaspar's; starres, schwarzes Haar, breitgeschlitzte, glotzende, tiefliegende Augen, eine stumpf aufgeworfene Nase und ein breiter, fletschender Mund. Er schien etwas Wichtiges zu bringen; ein Mann von der Bürgerwache begleitete ihn und half Raum für ihn machen. Indem Michel und Kaspar der Richtung folgten, die er nahm, gewahrten sie unfern von ihm und von ihnen selbst Slawata, Fabricius und Thyßka, welche in der Gruppe jener geistlichen und weltlichen vornehmen Herren, mit denen sie zur Kirche gegangen, an einem der nächsten Pfeiler die für sie vorbehaltenen Plätze einnahmen. „Er bringt eine Depesche“, murmelte Kaspar, „er ist der Allerweltsbriefträger! Slawata's Spür- und Wachtelhund!“

Wirklich drängte sich Zaloska zu diesem hin. Er erreichte zuerst Fabricius. Sein blasses, hohlwangiges Gesicht verrieth durch eine plötzliche Zuckung die lebhafteste Ueberraschung, da er Zaloska vor sich sah. Dieser sprach einige Worte mit grinsenden Zügen. Fabricius kniff die Lippen zusammen; er wandte sich rasch um und Beide drängten zu Slawata hin. Auch ihm flüsterte Fabricius etwas ins Ohr, indem er ihm die Depesche gab. Die Mittheilung des Geheimschreibers zuckte über seine Züge wie ein Krampf. Er riß das Schreiben auf; seine Lippen bebten fieberisch während er las. Er wandte sich zum Pater Thyßka, der mit bohrenden Augen an ihm hing, gab ihm den Brief und nickte nur leise winkend mit dem Kopf dabei, als wolle er sagen: „Es ist so!“

In Thyßka ging dieselbe Bewegung vor, wie in den Andern. Bald sah man, daß alle die schwarzen Herren in den Gruppen die Köpfe zusammensteckten und mit wichtigen Mienen einander zuflüsterten.

„Ich will mein Lebtag in keinem Sattel mehr sitzen“,

sagte Kaspar zu Michel, „wenn das nicht mit dem Gestern, Heute und Morgen zusammenhängt, wovon sie im Gehen schwatzten. Es ist etwas vorgefallen! Sie sind alarmirt, der Feind muß ihnen in den Vorposten sitzen!“

Dieses Ereigniß, welches die Aufmerksamkeit der beiden Reiter so beschäftigte, hatte sie auf einige Augenblicke von den Vorgängen in der Kirche abgezogen, denen die allgemeine Theilnahme folgte. Sie wurden aber mit einem plötzlichen Schwung wiederum mitten in die Strömung des großen Ereignisses hineingeworfen. Denn mit einem Schlage schwoll das unruhige Murmeln und Wogen in der Menge zu einem lauten Ausbruch der Freude auf. Das Conclave hatte sich geöffnet; die sieben Wählenden erschienen in der Pforte. Gleichzeitig schallte Trompetenklang durch dieselbe und im nämlichen Augenblick auch der Donner der draußen auf dem Platz aufgestellten Kanonen. Der große Act, der Deutschlands Schicksale für die nächste Zeit bestimmte, die Kaiserwahl, war vollendet!

Von den drei geistlichen Kurfürsten, Trier, Mainz, Köln, zunächst begleitet, von den Wahlvertretern gefolgt, trat der König von Ungarn und Böhmen zuerst aus dem Gemach, um auf den Hochaltar zuzuschreiten. Sechs Herolde mit langen Zinken und silbernen Trompeten, die schon an der Pforte des Conclave harrten, schritten voran. Ihre schmetternden Instrumente konnten dennoch den Jubel nicht durchdringen, der sich in der Kirche erhob. Keine vorgeschriebene Ordnung, selbst nicht die Heiligkeit der Stätte vermochte den gewaltigen Strom der Gefühle zu hemmen, der sich jetzt in jeder Brust Luft machte. Die feierlich abgemessenen Donnerschläge der Kanonen überhallten allein das Brausen des Jubels; sie stellten sich wie Felspfeiler hin in den tobenden Sturz eines mächtigen Stroms. Die

Freude entflammt sich an der Freude, die Begeisterung an der Begeisterung; die mächtigen Schwingungen der allverbreiteten Erhebung trugen auch den Einzelnen auf die Gipfelhöhen dieses Ausbruchs. Mochte zuvor in dieser Brust die Hoffnung, in jener die Furcht und Sorge über die Folgen der Entscheidung vorgewaltet haben; Beides verschwand in der Gewichtigkeit des Ereignisses, die allein das Herz mit fortreißender, emporstürmender Macht ergriff. Jeder empfand nur, daß ein großer Schritt der Geschicke geschehen sei. Ob zum Heil oder Unheil, das mochte der Einzelne später in sich prüfen; jetzt gehörte er nur dem Schwunge des Ganzen an; der Erhebung, die die Gewalt des Augenblicks in sich trug.

Ob die Nächsten am Altar den Namensausruf des neuerwählten Kaisers „Ferdinandus der Zweite" zu vernehmen im Stande waren, ließ sich in dem Sturmesbrausen der Jubelstimmen nicht ermessen. Die ungeheure Masse des Volks aber konnte den neuen Kaiser nur sehen, wie er mit hohem Gang gegen den Altar daher schritt, sich mit mildem Lächeln, nach allen Seiten grüßend neigte und die Hände wie schirmend und segnend erhob.

In diesem Augenblick, eben als der Kaiser den Altar erreichte, ereignete sich ein Vorfall, ein ganz zufälliger, der aber in den Gemüthern der Menge einen, die Stimmung plötzlich und völlig umwandelnden Eindruck hervorbrachte. *) Ein schweres Balkenstück fiel von der Decke herab und schlug dicht neben dem Kaiser nieder. Die ganze Versammlung in der Kirche war bei diesem Anblick plötzlich wie durch einen elektrischen Schlag gelähmt, Jeder

*) Historisch.

zitterte bestürzt in sich zusammen und der Laut erstarb ihm im Munde. Die tobende Brandung der mit mächtigem Brausen emporgeschwollenen Volksmenge erlosch plötzlich zu erstarrter Meeresstille. — Der Kaiser war nur im ersten Augenblick mit einem raschen Schritt hastig zur Seite getreten; aber schon im nächsten behauptete er seine Fassung und volle Würde wieder. Er blickte mit frommer Festigkeit durch die ganze Kirche hin, als wolle er jedem Einzelnen sagen: „Seid ruhig, ich bin unverletzt!“ dann erhob er Augen und Hände nach oben und sandte einen Blick heißen Dankes aufwärts.

Noch aber lastete die halbe Betäubung auf Allen; lautlose Stille herrschte, man hörte nur beklommene Athemzüge. Es schien, als solle dieses Zeichen, als das einer unheilvollen Vorbedeutung, den Eindruck der ganzen Feierlichkeit tief erschüttern.

Doch Kaspar Schwarz, der über Alles zürnte, sich aber über nichts erschreckte, faßte das Ereigniß in seiner Weise auf. Es erschien ihm wie das Schwanken einer Kriegerschaar in dem Augenblick, wo entschlossene Entscheidung allein rettet. Ein dunkler kriegsmännischer Drang, daß er die Schlacht, auf dem Punkt zur Niederlage umzuschlagen, wieder zum Siege herstellen, etwas für seinen Kaiser thun müsse, trieb ihn an. Halb im Zorn über die feig erschreckte Masse, brach er daher trotzig wilden Muthes das Eis der Erstarrung, indem er mit seiner gewaltigen Kriegerstimme mitten in die beklommene Stille hineinrief: „Es lebe Kaiser Ferdinandus der Zweite!“ Dieser Ruf brach dem zusammengepreßten Strome der Empfindungen wieder eine neue Bahn; brausend, donnernd, ein Vulkanausbruch, zersprengten die lähmend lastenden Bande. Im tausendstimmigen Wiederhall erscholl der

leiche Ruf: „Es lebe der Kaiser. Es lebe Ferdi=
andus der Zweite!“ gegen die Wölbungen des Doms.
Diese Flut spülte jede Spur des Omens hinweg. Der
Sturm der Begeisterung riß alle äußern Schranken nieder.
Der neue Kaiser sollte von den Wahlfürsten am Altar dem
Volke vorgestellt werden, den Segen der Geistlichkeit em=
pfangen, Ritter und Herren ihm kniend huldigen: doch die
ie von göttlichem Funken entzündete Menge durchbrach die
Reihen; das Volk umstürmte den Kaiser und hob ihn auf
inen eigenen Schultern zum Altar empor, daß er hoch
ber den Köpfen Aller sichtbar wurde.*) Unermeßlich schwoll
tzt die Woge des Jubels. Selbst der Donner der Ge=
hütze wurde übertäubt und das Ohr empfand ihn nur
ls eine dumpfe Erschütterung, welche die Pfeiler des alten
Doms erbeben, die Fenster klirrend erzittern ließ. Noch
hebender aber als dieser war ein Augenblick, der jetzt
ntrat. Dem Gebrauch gemäß wurde dem Kaiser die
Wahlcapitulation, diese, ihn durch heiligen Eid bindenden
Verpflichtungen, unter welchen Fürsten und Völker des
Deutschen Reiches ihm die Wohlfahrt desselben anvertrauten,
orgelegt. Er nahm das wichtige Pergament mit fürst=
cher Würde und Ruhe. Und jetzt auf die Stufen des
ltars zurückgetreten, wo er immer noch weit erhöht über
em Volke stand, sodaß er Allen sichtbar blieb, entrollte
: die Schrift und durchblickte sie schnell, aber fest mit
aren Augen. Dann, ohne irgend ein Bedenken oder
audern hob er seine Rechte zum Schwur und schaute freu=
ig zum Himmel auf. Jedes Auge hing an dem durch
Gottvertrauen verklärten Antlitz. Und als er jetzt die Lippe
egte zum ersten Wort, da war es als ob plötzlich alle

*) Historisch.

die Tausende in der Kirche von der Gegenwart eines unsichtbaren Heiligthums berührt würden. Wie auf einen Wink verstummte der Jubel und es herrschte das ehrfurchtsvollste Schweigen. Nur des Kaisers feste Stimme ertönte und keine Silbe ging dem lauschenden Ohr verloren. Freudiges Vertrauen strahlte aus Ferdinand's Antlitz, denn sein Glaube war gestählt durch die wunderbarste Umwandlung seines Geschicks nach den schwersten Prüfungen. Vom Rande des unvermeidlichen Abgrundes (wie es sterblichen Menschen erschien) hatten ihn die Schwingen höherer Macht emporgetragen zu dem höchsten glanzvollen Gipfel des Daseins. Statt mit dem unterhöhlten Thron seiner Erblande zusammenzustürzen, saß er jetzt auf dem mächtigsten der Christenheit, und die Welt erkannte ihn als Herrscher an! In solcher Führung seiner Lebenssterne mußte er das ewige Walten erkennen, und das gab ihm die freudige Zuversicht, mit der er das Amt antrat, welches die Geschicke aller deutschen Völker in seine Hand legte. Die Rechte zum Schwur gehoben, die Linke ruhend auf dem entrollten Pergament, das auf dem Altar lag, stand er hoch aufgerichtet und sprach den Eid mit freudiger Stimme. Am Schlusse erhob er sie feierlich, und mit zurückgehaltenem Athem lauschte das Volk den letzten, mit erhöhter Kraft und Begeisterung gesprochenen Worten: „Getreulich will ich halten, was ich beschworen! Ich will sein der Schutz der Schwachen, die Hülfe der Bedürftigen, die Sicherheit der Gerechten! Ein Mehrer des Reichs allzeit, der Schild seiner Rechte, der Hort seines Friedens, der Schrecken seiner Feinde! — So wahr mir Gott helfe! Amen!"

Indem er die Worte sprach: „der Schrecken seiner Feinde", vernahm Kaspar ein störendes Geräusch hinter sich; er wandte sich unwillig um und sah einen ältern

Herrn, der Kleidung nach zum Rath der Stadt gehörig, der sich zu dem Bürger herandrängte, welcher zuvor so bereitwillige Auskunft gegeben hatte. Er rief ihm, wiewol mit gedämpfter Stimme, zu:

„Der Kurfürst von der Pfalz ist zum Könige der Böhmen gewählt; soeben ist die Nachricht eingetroffen.“

Viele hörten diese Worte mit Kaspar zugleich und eine hastige Beunruhigung gab sich kund. In diesem Augenblick aber sprach Ferdinand sein lautes frommes „Amen“, und wie der zündende Funke die schlummernde Mine aufsprengt, so zerriß dieses Wort die athemlos gespannte Stille, und ein neuer Jubelausbruch schallte gen Himmel.

Die Bischöfe, die Prälaten, umdrängten den Kaiser, der noch immer am Altar stand, die Kurfürsten selbst beugten, wie von höherer Gewalt bezwungen, huldigend ihre Knie, die Grafen, Ritter und Herren müheten sich, ihm, auf die Knie geworfen, den Saum des Mantels zu küssen. Allein stürmischer als Alle und unwiderstehlich drang die Volksmasse selbst ein, jegliche Schranke durchbrechend, um sich im begeisterten Taumel dem neuen Herrscher zu Füßen zu stürzen, ihn auf ihren Schultern aus der Kirche zu tragen. Mit äußerster Mühe suchten die Mannschaften der Stadtmiliz die Ordnung aufrecht zu erhalten, des Kaisers geheiligte Person gegen diesen Ueberdrang begeisterter Verehrung und Liebe zu schützen. Aber diese Woge ungehemmten Ausbruchs der Gefühle durchrauschte schon die ganze Kirche! Die Massen strömten gegeneinander; Ordnung war nicht mehr zu bewahren.

Indessen war es bald nicht die Wallung der Freude allein, durch welche die Volksmenge bewegt wurde; auch die der Bestürzung ergriff sie. Denn Viele hatten die Nach-

richt von der Wahl Friedrich's von der Pfalz zum Könige Böhmens gehört, und im Lauffeuer durchflog sie die Menge. Ein ungeahnter Blitz zuckte sie über dem Haupte der Freudigen, und der aufwärts starrende Blick sah das schwarze Wettergewölk mitten im blauen Aether zusammengeballt. Vor dem in voller Jubelwoge dahinbrausenden Strom riß sich plötzlich eine tiefe Kluft verschlingend auf. Der taumelnde Wirbelflug des Glücksrausches war gebrochen und sank mit gelähmtem Fittich herab.

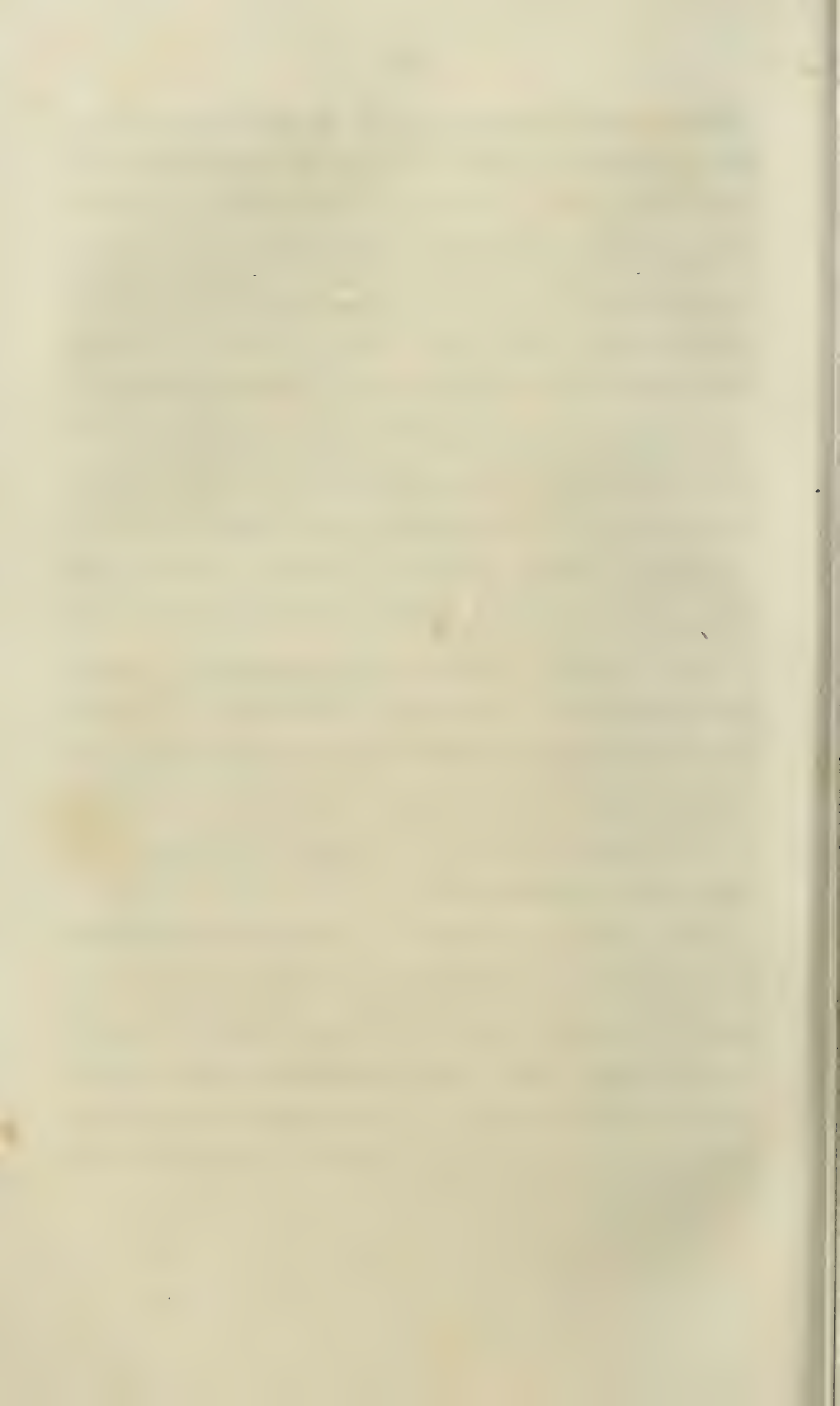
Jede Brust empfand mit ahnungsvollem Grauen dieses höhnende Wechselspiel des Schicksals, welches in dem nämlichen Augenblick, wo es Ferdinand auf einen neuen Thron erhob, ihn von dem herabstürzte, der sein geheiligtes Besitzthum war. Und der tiefer Blickende erkannte hier den scharfen, schreckenvollen Wendepunkt der Weltgeschicke. An dem schwarz verhüllten Himmel der Zukunft hielt die unsichtbare Hand des ewigen Lenkers die Wage der Entscheidung. Längst schon hatten die schweren Schalen der Eintracht und Zwietracht drohend im zitternden Gleichgewicht geschwebt. Jetzt stürmte der Dämon der Zwietracht trotzig auf seinen finstren Schwingen durch das Gewölk und warf verderbenflammenden Auges das eherne Schwert in die Schale des Kampfes.

In dieser Stunde war es, wo Deutschlands guter Genius sich verhüllte, um das Menschenalter des Grausens nicht zu erblicken, das die schwere Hand unabwendbarer Schickung ihm verhängte! Diesen Strom von Blut und Flammen, der Tausende von Leichen in seinen Wogen wälzte, die Fluren verheerte, die Städte vertilgte, in seinem Aschenbett allen Segen vergangener Jahrhunderte verschüttete und den Abgrund aufwühlte, der ein ganzes kommendes verschlang!

Nur eine dunkle Ahnung, ein bleicher Schimmer der Grauengebilde der Zukunft drang in den lichten Glanz der Gegenwart; aber er erblaßte vor diesem wie ein nächtlicher Stern vor dem Sonnenauge des Tages! — Gesegnet die Blindheit des Sterblichen, dem die Tage der Zukunft überdeckt sind mit undurchdringlicher Nacht! Hätte er sie gesehen, wie sie unabwendbar nahten, ein Schrei des Entsetzens wäre jetzt emporgedrungen in die Wölbungen des alten Doms, und von Schrecken ergriffen wäre das Volk hinweggestürzt nach allen Seiten, sich auf die Knie zu werfen, betend, büßend, die Brüste zerschlagend unter dem Antlitz des Himmels, um seine Gnade zu erflehen. Doch verschlossen mit ehernen Pforten ist seine klare Wölbung dem blöden Auge! Dreifach gesegnet diese Blindheit, die die ewige Gnade uns verliehen!

Und so schallten denn in der stolzen, freudenbewegten Wahlstadt Frankfurt am 28. August des Jahres 1619 die Glocken festfreudig, mit hehrem Geläut herab von dem Dome und von allen Thürmen. Der eherne Mund der Geschütze überdonnerte mit feierlichem Gruß das Jauchzen des Volks! Zu den Klängen der Orgel im Chorgesange ertönte das „Herr Gott dich loben wir“.

Die Straßen wimmelten in der Pracht bunter Menschenströme; Ehrenpforten stiegen auf; Teppiche wallten herab, Blumengewinde und Kränze schmückten Säulen und Mauern, Tücher und Hüte grüßten in die Lüfte, aus den Fenstern, von den Dächern herab, und tausendstimmig tönte im freudetaumelnden Volke der Ruf: „Vivat imperator Ferdinandus secundus!“ — — Denn die Pforten der Zukunft waren undurchdringlich verschlossen!



Zwanzigstes Buch.



Zwölftes Capitel.

Das Ende des September war herangekommen. Wie oft scheint die Natur das völlige Widerspiel der Welt zu bilden! Wenn es in dieser am rauhesten stürmt, ist sie so mild und lächelnd wie die ewige Gnade selbst! Wenn unsere Brust von Schmerz zerrissen, in Qualen der Verzweiflung ringt, haucht der Lenz süße Düfte oder der Friede des Abends überschimmert purpurn den Frieden der Fluren!

So war der Herbst dieses Jahres! Die Geschicke der Welt gährten und brausten hohl in schauerlicher Tiefe; der Boden der Menschheit bebte von dumpfen unterirdischen Donnern erschüttert. Aber die Erde trug das Antlitz des Friedens, der Himmel schaute auf sie herab mit dem lächelnden Auge des Glücks. Von seinem reinsten Blau überwölbt, webten Wald, Gärten und Fluren den bunten, wehmüthig reizenden Teppich des Herbstes.

Mit der Fülle jugendlicher Glücksfähigkeit in der Brust und von der hellen Nachmittagssonne und dem blauen Aether umleuchtet, ließen zwei anmuthige ritterliche Jünglinge ihren Pferden frei die Zügel und sprengten durch die herbstlich prangenden Fluren rasch dahin von Prag aus, der Veste

Karlsstein zu, die sich ihren Blicken noch tief in dem grünen Thalschoos verbarg, in dessen Mitte sie aufsteigt. Die beiden Reiter waren der junge Graf Thurn, Heinrich, und der Prinz Christian von Anhalt.

Es lag ein eigener Zauber in den beiden jugendlichen Gestalten, die wie dazu geschaffen schienen, Freunde zu sein. Beide gleichen Alters, in ritterlicher Sitte erzogen, feurig, von edlem Streben bewegt, hatten sie sich im ersten Augenblick ihrer Begegnung mit dem schönen, leicht verbindenden Sinn der Jugend als zueinander gehörend erkannt und sich auch ebenso rasch, frisch und herzlich einander angeschlossen. Die Art, wie sie so schnell bekannt und vertraut geworden, war folgende: Beide machten verschiedene Besuche in Geschäften zu Prag, nach der Sitte jener Zeit zu Pferde, ab. Als der junge Thurn zu dem Kanzler Wenzel von Budowa kam, sah er an dessen Hausthür einen reichgekleideten Diener zu Roß, der ein außerordentlich schönes Pferd von spanischer Zucht, einen feurigen Schimmelhengst an der Hand hatte. Er betrachtete ihn mit Aufmerksamkeit und Wohlgefallen, und erfuhr von dem Diener, wessen er sei. Er selbst ritt kein so schönes, aber ein äußerst kräftiges, schnelles und dauerbares Thier von polnischer Zucht, hellbraun, mit herrlicher, glänzend schwarzer Mähne und langem Schweif.

Als er absaß und es seinem Diener übergab, um zu dem Kanzler hinaufzugehen, stand der Prinz von Anhalt droben am Fenster und freute sich seinerseits des muthigen Thieres. Beim Eintreten in das Gemach fand Thurn den jungen Prinzen allein, weil der Kanzler noch durch Geschäfte behindert war, den Besuch anzunehmen. Sie begrüßten einander zwanglos, waren schnell im Gespräch, dessen Gegenstand die beiden Rosse bildeten, und nach

jugendlicher Weise hatten sie ebenso schnell den Tausch beschlossen. Als sie ihre Geschäfte mit dem Kanzler beendet hatten und Beide nun in der Lage waren, einige Tage in Prag auf Entscheidung warten zu müssen, schlug Thurn dem Prinzen vor, ihn bei dem schönen Herbsttage auf einen Ritt nach Karlsstein zum Besuch bei der Gräfin Thurn zu begleiten; jeder könne dabei das eingetauschte Roß prüfen, und wenn Einem der Tausch nicht behage, solle er nach dieser Prüfung rückgängig werden. Der Prinz ging auf den Vorschlag ein, und so waren Beide nach kurzer Zeit auf dem Wege zur Gräfin Thurn. Der muntere Ritt, das schöne Wetter, die Erzählung der gegenseitigen Erlebnisse führte die Herzen der Jünglinge jetzt ebenso innig zusammen, als sie sich zuvor einander schnell genähert hatten. Sie waren noch keine Stunde geritten und der Freundschaftsbund war geschlossen, das traulich brüderliche „Du" festgesetzt.

„Wie sollte man sich anders nennen", sagte der Prinz von Anhalt, „wenn man zusammen im Felde liegt und täglich Gefahren und Beschwerden theilt? Und Feldkameraden müssen wir werden, Thurn!"

„Zeltkameraden, wenn es sein kann", rief dieser fröhlich und schüttelte dem neuen Freunde die Hand.

„Ich beneide dich darum, daß du deine Sporen so rühmlich in mancher Schlacht verdient hast!" war des Prinzen Antwort. „Ich habe noch nicht gezeigt, daß ich ein Ritter zu sein verdiene!"

„Du hast dich anders in der Welt umgethan", erwiderte Thurn, „darum beneide ich dich. Ich habe hier immer in Böhmen gesessen, nur daß ich einmal mit dem Vater in Kärnten und Friaul gewesen bin, wo unsere Familie herstammt; dabei haben wir auch Venedig besucht. Das ist

Alles, was ich von der Welt kenne. Du aber bist in Frankreich, England, in Italien gewesen!"

„Das wol! Aber was ist auf Spazierreisen Großes zu erleben? Man sieht andere Städte, andere Menschen, lernt ein paar Fürsten und Könige kennen, das ist Alles! Ich gäbe alle meine Reisen um eine Schlacht!"

„Die wird dir nicht fehlen, wenn Alles sich so ereignet, wie du hoffst und weißt! Wenn der Kurfürst Friedrich endlich Ernst macht, die Krone annimmt und nach Prag kommt — dann wird es auch noch für uns Beide ritterliche Arbeit geben!"

„Du hast sie schon! Dein Vater ist schon wieder im vollen Siege! Ihr werdet uns nichts übrig lassen!"

„Das wäre mir freilich lieb", lachte Thurn, „aber es hat gute Wege! Wir wollen froh sein, wenn wir's mit gemeinsamen Kräften vollbringen!"

„Die wollen wir daransetzen!" rief der Prinz.

In diesen und ähnlichen Gesprächen, von solchen Träumen der Zukunft gewiegt, hatten sie ihren Weg zurückgelegt und waren dem Ziele nahe.

Jetzt senkte sich die Straße, die bisher über die freie Hochebene geführt hatte, an deren Grenzen man den blauen Saum entfernterer höherer Bergzüge erblickte, ziemlich steil ins Thal zwischen dichtbewachsenen Waldhöhen hinab.

„Nun werden wir bald dort sein", sagte Thurn freudig und sprengte den steilen, steinigen Weg so rasch abwärts, daß ihm der Prinz und der Diener kaum nachsetzen konnten.

Eben bog er um den Vorsprung eines steilen Waldberges, als er plötzlich sein Pferd mit dem lauten, jubelnden Ausruf: „Mutter! Mutter!" anhielt, sich leicht vom Sattel schwang und auf die Gräfin zueilte, die wenige Schritte

seitwärts am Wege, im Gehölz auf einem Felsstück, mit einem aufgeschlagenen Buche im Schoose, saß.

„Heinrich!" mit diesem Worte flog die Ueberraschte auf und lag in den Armen ihres Sohnes.

„Mein Sohn! Mein Heinrich! Diese Ueberraschung!" rief sie und ihre mütterlichen Thränen flossen in freudiger Aufwallung!

„Mit tausend, tausend Grüßen vom Vater", entgegnete Heinrich. — „Aber du hier, ganz allein im Walde?" fragte er erstaunt.

„Nicht doch! — Thekla! — Thekla!" rief sie mit erhobener Stimme, und Heinrich sah, der Richtung ihrer Blicke folgend, die zarte, anmuthige Gestalt seiner Schwester sich im entfernteren Gebüsch bewegen. Eben gewahrte auch sie den Angekommenen und überrascht, unsicher schien es, wen sie sah, hemmte sie ihren Schritt. Doch die Stimme des Bruders, der sie laut bei dem Namen rief und ihr freudig entgegeneilte, gab ihr schnelle Aufklärung, und so flog sie ihm die Anhöhe herab, leicht wie ein Reh, vom lieblichen Roth der Freude überhaucht, entgegen, umschlang ihn mit Innigkeit und preßte ihm warme schwesterliche Küsse auf den lieben Mund.

„Heinrich!" sprach sie, mit einer unbeschreiblich holden Thräne im Auge, „diese Freude! So ungeahnt!"

Im nächsten Augenblick ging ihr kindliches Gefühl ganz in dem der Mutter auf; ihr Glück, ihre Ueberraschung mußte sie theilen! Sie ließ den Bruder, um ihr zuzueilen — da plötzlich stockte ihr Schritt, ein Erröthen färbte ihre Wangen, die sittige Jungfrau stand schüchtern und ein fragender Blick gleitete zu dem Bruder hin.

Der Prinz war indessen gleichfalls abgestiegen, hatte sein Pferd dem Diener übergeben und schritt eben auf die Gräfin

Elisabeth zu. Diesen fremden jungen Mann gewahrte Thekla unvermuthet, und sein Erscheinen und Nahetreten war es, welches den freien Ausbruch ihrer überraschten Empfindung plötzlich mit den Schranken weiblicher Schüchternheit umgrenzte.

„Vergib, meine theure Mutter", nahm der junge Thurn rasch zu dieser das Wort und trat an die Seite seines Begleiters; „in meiner frohen Ueberraschung versäumte ich es, dir den Gast, den ich uns mitbringe, vorzustellen. Der Prinz Christian von Anhalt; wir sind rasch recht herzliche Freunde geworden!"

Der Prinz verbeugte sich und sprach zur Gräfin Elisabeth gewandt: „Verzeihen Sie meine Gegenwart, Frau Gräfin; von meinem Vater mit Aufträgen nach Prag gesandt, erlaubte ich mir dort das Anerbieten meines Freundes anzunehmen, ihn auf seinem Besuch nach Karlsstein zu begleiten."

„Sein Sie uns bestens willkommen, Prinz", entgegnete Elisabeth; „Sie sehen, wie überrascht wir sind. Ich wußte nichts von meines Sohnes Ankunft."

„Es war unmöglich, beste Mutter, sie dir zu melden. Vom Vater ganz plötzlich aus dem Lager abgesandt, traf ich gestern zu Nacht in Prag ein. Heut vom frühesten Morgen an hatte ich seine Geschäfte zu besorgen, und erst im Laufe des Vormittags ordnete sich Alles so, daß es mir möglich wurde, dich heut noch zu besuchen; bis dahin wußte ich selbst nicht, wann und ob ich's überhaupt könnte."

So war die Ueberraschung entstanden, indem Elisabeth und Thekla, nur des schönen Wetters wegen lustwandelnd, den schönen Platz im Walde zum Ausruhen gewählt hatten.

Der Prinz Christian war zwar im ersten Augenblick ein wenig verlegen, indeß seine Gewohnheit feiner Sitte

überhaupt und des steten Verkehrs mit gebildeten Frauen, da seine Mutter und erwachsenen Schwestern zu wahrhaft Ausgezeichneten ihres Geschlechts gehörten, ließen ihn auch bei dem ganz unvermutheten Begegnen schnell wieder die sichere Bahn der Lebenssitte treffen. Er hatte sich bis jetzt mit seinen Worten nur zur Gräfin Elisabeth gewendet, und Thekla nur so flüchtig, als sie der Bruder umarmte, wahrgenommen, daß er sie eigentlich noch gar nicht gesehen hatte. Jetzt, da sie anmuthvoll schüchtern näher trat, fiel sein aufmerksamerer Blick auf sie. — —

Wer hat das Räthsel gelöst, wie so oft, nur durch ein einziges Begegnen, einen einzigen Blick, in zwei Wesen der Funke sich entzündet, der ihr Innerstes in Berührung bringt, sie mit dem Strahl einer heiligen Ahnung durchzittert, daß sie zur unzertrennlichen Gemeinschaft geweiht sind? Wodurch wird das Wunder, das in dunkelster Tiefe des Herzens, ihm selbst verborgen lange Jahre schlummert, plötzlich geweckt und durchstrahlt die Brust mit seinem göttlichen Lichte und Leben? Welches ist die geheimnißvolle Saite, unsichtbar von Seele zu Seele gespannt, die, vom Hauche des Augenblicks berührt, den süßesten Zauber des Zusammenklanges ertönen läßt, der zu innigster Verschmelzung drängt?

Das tausendfältig geschehene, aber dennoch unerklärte Wunder erneuerte sich auch hier.

Als der Prinz die schöne Gestalt aus dem grünen, sonnendurchschimmerten Duft der Gebüsche leise näher treten sah, berührte es ihn wie eine himmlische Erscheinung. Das fliegende Roth, welches ihre Wangen überhauchte, die Freude und Rührung, die in ihren Augen schimmerten, erhöhten den Zauber ihres Reizes. Das leichte unbefangene Wort, womit er die Mutter begrüßt hatte, verstummte auf seiner

Lippe, er fühlte seine Wangen erglühen, und es überkam ihn eine Verwirrung, wie er sie noch nie erfahren. Nur die zur Natur gewordene Gewohnheit der Sitte hielt ihn so weit in dem richtigen Lebensgleise, daß er sich stumm gegen Thekla verbeugte; allein die Rede versagte ihm. Des Bruders unbefangene Freude und Herzlichkeit ließ Beide so über den Augenblick der Verwirrung hinweggleiten, daß sie seine Gewalt nur in ihrem Innersten empfanden, nach außen nichts von Dem verrathen wurde, was sie so süß, so heilig und ihnen selbst so unerklärt bewegte.

„Sieh, Thekla", sagte Heinrich heiter zu der Schwester, „hier habe ich einen Freund und Waffenbruder gewonnen; wir werden treu zusammenhalten."

„Das glaub' ich fest", antwortete Thekla mit leisem Wohllaut, indem sie dem Bruder die Hand reichte und sich gegen den Prinzen neigte.

„Gewiß, das wollen wir", betheuerte dieser feurig; denn er fühlte beim Anblick einer so holden Schwester das Glück doppelt, sich dem Bruder in Freundschaft verbunden zu haben.

„Wir haben schon unsere Pferde getauscht", fuhr der unbefangene Thurn im fröhlichsten Tone fort.

„Wir können auch die Waffen tauschen wie die Helden der alten Griechen", setzte der Prinz in gebildeter Weise hinzu und dachte an die Homerischen Helden, welche ihm bei der sorgfältigen Erziehung, die er genossen, nicht fremd waren.

„War das eine Sitte griechischer Helden?" fragte Thekla, indem sie den Prinzen offen, freundlich, aber doch mit einer eigenen Wallung, die sie noch nie empfunden, anblickte.

„Der Gebrauch paßt nicht ganz auf uns", erwiderte dieser, der, über die ersten Augenblicke der Verwirrung hinweg, sich jetzt in einer überaus beglückenden Stimmung fühlte, die alle seine schön entwickelten Geisteskräfte noch

erhöhte. „Denn, soweit ich mich der Beispiele erinnere, die ich gelesen, tauschten nicht die Kampfgenossen und Freunde, sondern die Gegner ihre Waffen als Erinnerungszeichen an den ehrenvoll miteinander bestandenen Kampf!"

„Das ist fast noch schöner", war Thekla's Antwort. „Allein ich will doch deshalb nicht wünschen", setzte sie anmuthig lächelnd hinzu, „daß es zwischen Ew. Durchlaucht und meinem Bruder zum Kampf kommen sollte!"

Die Gräfin Elisabeth hatte dem Gespräch, das eine so zufällige Wendung genommen hatte, bis jetzt nur zugehört. Aus ihrem sanften Auge strahlte das mütterliche Glück, ihren Sohn an der Seite eines so edlen, befreundeten Genossen zu sehen. Mit Stolz und Lust weilten ihre Blicke auf den beiden jugendlichen Gestalten im Waffenschmuck, denen der Muth und die Freude des Lebens aus den Augen blitzten. Ein in so düstrer Zeit, wo die Sorge in jede Stirn ihre finstren Furchen zog, doppelt erquicklicher Anblick. — Die Gräfin faßte Thekla's Wort geschickt auf und sagte: „Zum Kampf nicht, aber zum Wettkampf! Mögest du den Ehrgeiz haben, mein Sohn, deinen edlen Freund in jeder ritterlichen Tugend übertreffen zu wollen!"

„Wenn ich ihm nur erst gleichkäme", sagte der Prinz bescheiden, aber in wahrhafter Gesinnung; „ich hatte noch nicht Gelegenheit, meine Sporen zu verdienen."

„Wie, Prinz?" fragte Elisabeth erstaunt, „sollte ich mich denn ganz irren? Oder hätten Sie nicht schon unter dem Herzog von Savoyen Kriegsdienste gethan?"

„Das wol, vor drei Jahren", erwiderte der Prinz erröthend; „aber ich kann das nicht Kriegsdienste nennen. Ich habe dem Kampfe eigentlich nur zugesehen. Ich sollte den Krieg nur so obenhin kennen lernen unter strenger Vormundschaft. Der Graf Dohna war mein Begleiter."

Es sagte Thekla ungemein zu, den jungen Fürsten, statt ruhmredig, so bescheiden von seinen Kriegsverhältnissen sprechen zu hören. Die Gräfin erwiderte ihm, von gleicher Empfindung berührt, leicht scherzend: „O, Prinz, Sie werden sich der Vormundschaft doch nicht allzu gehorsam unterworfen haben! — Graf Mansfeld hat mir erzählt ....“

„Er war nicht bei dem Heere, wahrlich nicht“, fiel ihr der Prinz mit einem schönen Eifer für die Wahrheit ins Wort.

„Er muß aber durch Andere, die in Ihrer Nähe gewesen, wohl unterrichtet worden sein, denn ich versichere Ew. Durchlaucht, er hat mir mit der höchsten Achtung von Ihrem ritterlichen Muth gesprochen. Und der Graf Mansfeld ist, das werden Sie einräumen, ein Mann, der in solchen Dingen eine Stimme hat.“

„Ich würde stolz darauf sein, mir das Lob eines so berühmten Kriegers unter seinem Befehle, unter seinen Augen zu erwerben“, antwortete der Prinz, und ein edles Feuer flammte in seinem Auge. „Aber noch habe ich es wirklich nicht verdient! Diesen Degen“, er sah halb unwillig, halb verächtlich auf denselben herab, „hat noch kein Blut gefärbt!“

„Drum tausche ich d o c h mit dir“, rief Thurn lebhaft und faßte seinen eigenen Degen, als ob er ihn darbieten wollte.

„Ich d a r f den Tausch nicht annehmen!“ entgegnete der Prinz.

„Wie? Auch nicht, wenn ich mit dem Gehenk dazu tausche, von meiner Schwester Hand gestickt?“ rief er unbesonnen.

„Heinrich!“ sagte die Gräfin Elisabeth mit sanftem Vorwurf; „Bruder!“ gleichzeitig Thekla.

Aber der Prinz rief feurig: „So tausche ich!“ und

die Flamme seines Blicks schien auf Thekla's Wange zu brennen, so erglühte sie. .... „Wenn die Gräfin“, fügte er, sich ehrfurchtsvoll gegen sie verbeugend, fast schüchtern hinzu, „den Tausch gestatten will.“

„O, Durchlaucht“, nahm Elisabeth für Thekla das Wort, „meine Tochter hat wol hier nichts zu gestatten, aber sie wird auch gewiß nichts verbieten wollen.“

„Gewiß nicht?“ fragte der Prinz mit einem Blitz im Auge.

„Gewiß nicht“, versetzte Elisabeth lächelnd, die dem kleinen Ereigniß, das ihres Sohnes Unbedachtsamkeit herbeigeführt hatte, so wenig Gewicht als möglich geben wollte, um Thekla's Verlegenheit nicht zu erhöhen.

Doch der Prinz vermochte nicht, es als ein unbedeutendes aufzunehmen. Er ergriff und küßte die Hand der Gräfin mit einem Feuer, das ihm in innerster Seele glühte und in dem seine ganze Jugendlichkeit unbefangen aufflammte. Und als er das Haupt wieder erhob, richtete er einen Blick dankbarer Freude auf Thekla, der einem still glänzenden, innig beglückten ihres schönen Auges begegnete.

Heinrich hatte schon Gehenk und Degen abgenommen, reichte beides dem Prinzen dar und nahm es auch dem Freunde behend ab. Sein Ausführen ohne Zögern machte, daß der Augenblick der Verlegenheit, den er seiner Schwester bereitet hatte, rasch vorüberglitt. Und nach zwei Minuten blieb in Allen nur ein freudiger Eindruck über das kleine Ereigniß zurück. Im Prinzen der freudigste!

Dreizehntes Capitel.

Elisabeth, um die Gedanken auf ganz etwas Anderes zu richten, fragte, gegen den Prinzen Christian gewandt: „Möchten Sie mit meinem Sohne wieder zu Pferd steigen, Durchlaucht, und uns im Schloß erwarten? Oder ziehen Sie es vor, mit uns auf dem Fußpfad hier durchs Gebüsch zurückzukehren?“

„Wir gehen mit dir, Mutter“, nahm der junge Thurn dem Prinzen die Antwort vorweg, der zuverlässig dieselbe, nur in anderer Weise, gegeben hätte. „Bitte, liebe Mutter“, setzte er kindlich hinzu, indem er Elisabeth's Arm faßte und ihr liebkoste, „laß uns zusammengehen, ich habe dir so viel zu erzählen! Wie lange habe ich dich nicht gesehen!“

Kein Gedanke der Absichtlichkeit kam dabei in seine Seele; es war ihm aber, so schien es, heut beschieden, durch sein argloses Auffassen und Vorwegnehmen der Dinge Verlegenheiten zu bereiten. Die Schicklichkeit hätte gefordert, daß die Gräfin den Arm des Prinzen genommen hätte, sie verbot es fast, daß dieser Thekla's Begleiter wurde. Allein den Fehler in der Weise zu bemerken, daß die Aenderung hätte erfolgen müssen, würde ihm ein so viel größeres Gewicht gegeben haben, daß vielleicht ein peinlicherer Eindruck an die Stelle der leichten Verlegenheit getreten wäre, die Heinrich jetzt, wie zuvor der Waffentausch, bereitete. Elisabeth zog es daher mit feinem Sinn vor, darüber hinwegzugleiten, wie es am besten mit jedem geselligen Versehen gehalten wird. Sie wandte sich nur lächelnd mit den Worten zu dem Prinzen: „Ew. Durchlaucht werden früh geübt,

meinem Sohne Vergebung für seine Unbedachtsamkeiten angedeihen zu lassen. Sie sehen, er hat die üble Gewohnheit, uns Alles vorweg zu nehmen!"

„Ich freue mich seines lebendigen Gefühls", erwiderte der Prinz, „daß er ein so anhänglicher Sohn ist, bürgt mir ja dafür, daß er auch ein inniger Freund sein wird!"

„Wahrlich!" rief der Jüngling aus, „das will ich dir sein!" Und da er die Mutter schon am rechten Arm führte, reichte er nur die linke Hand halb zurückgewandt dem Freunde zu und faßte damit herzlich drückend seine Rechte.

Der Prinz bot jetzt Thekla den Arm; sie schwebte leicht an seiner Seite auf dem Rasen durch das schattige Gebüsch hin. Welch ein anmuthvolles Paar! Thekla war aufgeblüht zur jungfräulichen Rose, aber noch im zartesten, ersten Reiz. Ihre Seele, so hold entfaltet wie ihr Leib, wohnte rein auf ihrer reinen Stirn, strahlte aus ihrem Auge gleich dem unbewölkten Himmel, und tief und klar wie dieser. Kein leisester Schatten verhüllte etwas Fremdes in ihr; was sich dem flüchtigen Blick verbarg, verbarg sich nur in dem heiligen Dunkel, das einzig die Tiefe webt. Nur die seichte Welle läßt Alles durchschimmern, weil Alles an der Oberfläche liegt. — Der Prinz trug in sich den edelsten Stoff von feinster Hand geformt. Er hatte die ritterlichen Tugenden seiner Ahnen, seines Vaters geerbt, der mit dem männlichen Schwung des Muthes das sichere Maß der Besonnenheit verband. Die treuste, mütterliche Sorgfalt hatte alle zarten Keime in ihm so gepflanzt und entfaltet, wie der männliche Ernst des Vaters die starken Wurzeln kräftig genährt. Ernstes Wissen, vielgestaltige Lebensschule gesellten sich einer frühen warmen Pflege des Herzens, durch älterliche Liebe, geschwisterlichen Verkehr, sittige Häuslichkeit. Selten schon, daß Jünglinge, entfernt von der Berührung

des Lebens, sich so rein, so einfach bewahren; viel seltener noch, daß sie, wie der Prinz, in dessen vielfachen Wirbeln sicheres Geschick gewinnen, sich auf seinen verworrenen Bahnen zu bewegen, und sie dennoch so unbefleckt, so arglosen Herzens wandeln!

Der Fußpfad zog sich unter dem Laubdach eines Eichengebüsches vielfach gewunden, etwas ansteigend an der Lehne des Berges hin; er war zuweilen so schmal, daß nicht zwei Wandelnde nebeneinander Raum hatten, oder doch Einer am Abhang auf unwegsamerer Bahn gehen mußte. An solchen Stellen war es dem Prinzen ein beglückendes Geschäft, Thekla zu unterstützen, während er neben ihr im hohen Grase oder Felsgeröll auf abschüssiger Bahn klimmte. Sie hatte schon zuvor, ehe der Bruder sie traf, einen großen Strauß herbstlicher Feldblumen gepflückt, welche der Prinz ihr trug, und sie, selbst pflückend, vermehrte. Ihr harmloses Gespräch entsprach dieser tändelnden Beschäftigung, wie es bei jungen Gemüthern in den ersten beglückenden Annäherungen zu sein pflegt, wo Jeder nur gewissermaßen die am Wege liegenden Anregungen und Gedanken auffaßt und ausspricht, während er mit Dem, was seine Brust im Innersten beschäftigt, scheu zurückhält. Ihre Freude eben jetzt bestand darin, ihre beiderseitige Lust an den kleinen erquickenden Gaben der Natur und dadurch die Gleichstimmung ihrer Seele zu erkennen zu geben. Jede Blume, die Thekla pflückte oder der Prinz ihr reichte — jedes zierlich gebildete Moos — ein Zweig voll grüner, kräftig ausgewachsener Eicheln — der helle Laut, den irgend ein herbstlicher Vogel, der durch die Gebüsche flatterte, hören ließ, dies waren die Anknüpfungspunkte ihrer unbefangenen Aeußerungen. Die beglückendsten Augenblicke für den Prinzen traten freilich ein, wo er an jenen schwieriger gangbaren

Stellen den Arm seiner Begleiterin faßte, sie stützte und sicher darüber hinwegführte, und sie ihm mit freundlichem Blick den Dank dafür zulächelte. Sobald er den weichen schönen Arm Thekla's berührte, durchzuckte es ihn wie mit elektrischer Strömung; er wagte einen leisen, wärmern Druck, und sie gestattete sich — ihn nicht wahrzunehmen!

O beglückte Augenblicke des Lebens, die ihr nur unter seinem ersten, unschuldig reinen Frühlingshimmel aufblüht — und von kürzerer Dauer als dieser! Wie schnell schwindet das lächelnde Blau und finstres Sturmgewölk wirft seine kalten Schatten herab! — Jugendliche Herzen! Labt euch in eurer Reinheit und Wärme an diesen Nektartropfen, die aus einem Himmel, der auf Erden keine Dauer hat, auf euch niedersinken und euch erquicken wie der Thau den Blütenkelch! — —

Sie hatten eine Stelle fast erreicht, wo der Pfad sich scharf um den Vorsprung des Berges schlang, da das Thal hier eine ganz andere Richtung nahm. Die Gräfin war ihnen schon einige Minuten voran und wartete mit Heinrich ihrer an dem Wendepunkt. Thekla beschleunigte ihre Schritte, etwas ängstlich durch die Verspätung, und sagte mit dem weiblichen Gefühl sie entschuldigen zu müssen: „Wir haben so viele Blumen gepflückt!"

Jetzt trat sie mit dem Prinzen in eine Lichtung des Gebüsches, von wo aus sie die neue Thalwindung überblicken konnten.

„Dort sehen Sie das Ziel unseres Weges", wandte sich die Gräfin Elisabeth zum Prinzen; „wie gefällt Ihnen Schloß und Landschaft?"

Prinz Christian, der seinen Blick nur auf Thekla gerichtet hielt, hatte die Aussicht, die ihm der Punkt gewährte, auf den er eben hinaustrat, noch nicht bemerkt. Er erhob

das Auge, der hindeutenden Hand der Gräfin folgend. Mit überraschtem Staunen stand er still, von dem mächtigen Anblick ergriffen.

Auf steiler, kegelartiger Berghöhe, wo Waldgebüsch und Fels wechselten, ragte die berühmte Kaiserveste vor ihnen empor. Ihre gewaltigen Thürme stiegen mit den breiten Zinnen hoch in das reine Blau des Himmels und zeichneten sich in den schärfsten Linien darauf ab.

„Ein herrlicher, ein majestätischer Anblick", rief der Prinz aus und schaute mit feurigen Blicken zu dem stolzen Schloß hinauf; dann ließ er das Auge auf die Berglandschaft, die ihn umgab, kreuzen. „Ein wunderschöner Wohnplatz!" sagte er aus innerster Seele und blickte halb verstohlen zu Thekla hinüber.

Eine mütterliche Ahnung schwebte wie ein Hauch über die Züge der Gräfin. Ihr Auge weilte auf Thekla, die ebenfalls mit einem schwärmerischen Ausdruck, der zwar in ihrem Wesen lag, sich aber doch noch nie in dem Grade bei ihr gezeigt hatte, sich rings in die so wohlbekannte Landschaft versenkte, als entfalte sie ihr tausend neue Reize. Mit sorglichem innern Auge warf die Mutter einen Blick in das Herz der Tochter. Sie erkannte und täuschte sich nicht, welche bis dahin geschlossene und verhüllte Knospe eben jetzt in Thekla's Brust den duftigen Kelch leise, doch unwiderstehlich zu öffnen begann. Gefühle des Glücks und des Schmerzes, der Freude und der Sorgen überdrängten sie mit plötzlicher Gewalt. Kann der Traum, dessen erstes dämmerndes Rosenlicht jetzt in dieses kindlich reine Herz strahlt, zu einem hellen Lebenstage werden? Oder wird ihm ein Erwachen in trostlosester Finsterniß folgen? Wohl sah die mütterliche Fürsorge alle die dunklen Tiefen, an deren Rand die zarte Blüte schwankte!

konnte sie sich entfalten unter den sturmdrohenden Welt-
geschicken? Schied nicht, dieser nicht zu gedenken, die sorg-
los Glücklichen eine weite Kluft des Lebens, über welche
das beflügelte Traumbild ihrer Hoffnungen bedachtlos hin-
wegschwebte? Nicht daß die fürstliche Krone an sich die
Grafenkrone des alten edlen Hauses della Torre e Val-
sassina, wie sich das Geschlecht des Grafen Thurn nannte,
bevor es aus Friaul nach Böhmen übersiedelte, so weit über-
strahlt hätte: aber der Zweig des Fürstenhauses konnte
leicht zum Stamm desselben werden und einen unabhän-
gigen Thron überschatten. Der regierende Fürst von An-
halt durfte, sollte, seine Gemahlin aus den Töchtern re-
gierender Häuser wählen! Die höchsten waren ihm nicht
verschlossen! Freilich wie eben jetzt die Welle der Lebens-
geschicke schwankte und stürmte, konnte Der, welcher sich
kühn in die Brandung warf, hoch hinaufgetragen werden von
der Woge des Glücks! Elisabeth wußte sogar, daß das Stre-
ben nach einem Fürstenhut ihren Gemahl ehrgeizig beschäf-
tigte. Er hatte schon gehofft, ihn auf den erstürmten Mauern
Wiens zu erobern; eine Hoffnung, die ihm jetzt vielleicht
zum zweiten male leuchtete, da er mit neuer Heeresmacht
abermals der kaiserlichen Hauptstadt zudrängte! — Alles
dies wägte in der flüchtigen Schnelle des Augenblicks das
bangende Herz der Mutter! Denn in einer zweifelnden
Seele ziehen in wenigen Secunden tausend Gestalten des
Möglichen schnell wechselnd vorüber! Eine aber haftete
und trat immer wieder in unverlöschbaren Zügen vor Eli-
sabeth's inneres Auge, wenn die andern gleich Schatten und
Nebelbildern sich so schnell verflüchtigten als sie auftauchten.
Sie sah ihre einzige, unaussprechlich geliebte Tochter ge-
lehnt an die Brust des Gewählten, ihm ihr Alles ver-
trauend! Rings das verworrene Dunkel des Lebens, das

Labyrinth seiner Abgründe und Gefahren! Er sollte sie hindurchleiten, hinübertragen! Hatte sein Arm, mehr noch, hatte sein Herz diese Kraft? Der flüchtige Augenblick erster Begegnung hatte entschieden. Der Glaube schloß das Bündniß — wer prüfte es? Wie tief das Mutterauge blickt, vermag es in die dunkelste aller Tiefen, in die der Brust zu dringen? — Wohl sah, wohl kannte Elisabeth alle die zarten Fäden, aus denen die Seele der Tochter gewebt war! Und daher wußte sie, mütterlich unfehlbar, Thekla's Herz wurde durch die Liebe ganz erfüllt, ganz beseligt, geheiligt, erhielt durch sie seine höchste Weihe — aber, wenn es sich getäuscht sah, war es vernichtet! Und was wußte Elisabeth von dem Jüngling? Welche andere Bürgschaft wurde ihr von ihm als der Adel, die Reinheit seiner Erscheinung, wodurch er, sie gewahrte es mit jedem Augenblick unzweifelhafter, den vertrauenden reinen Glauben der Liebe in der Tochter geweckt hatte?

Diese unruhvollen Wogen wallten so schnell und gleichzeitig im Innern Elisabeth's, daß Thekla und der Prinz während dessen kaum einige Blicke über die herbstlich bunten Thäler und Wälder warfen, die ihnen doppelt reizend erschienen, weil ihr inneres Glück ihnen daraus zurückstrahlte. Heinrich Thurn schaute gleichfalls, doch nur äußerlich betrachtend umher; er war es daher, welcher zuerst bemerkte, daß ein Wagen, in jenen Tagen eine seltene Erscheinung, sich auf der Straße im Thale gegen die Burg zu bewegte. Es war ein schwerfälliger, mit vier Pferden bespannter Reisewagen.

„Wer kann das sein, Mutter?“ fragte er diese. „Erwartest du Besuch auf Karlsstein?“

„Niemanden in der Welt“, erwiderte sie, sich halb erschreckt der Fülle der Betrachtungen entreißend, in die sie

versunken war. „Wir haben fast nie Besuch dort gehabt. Es wird dem Burggrafen gelten!“

„Nie Besuch?“ fiel der Prinz fragend ein, und fügte mit einem Blick auf Thekla hinzu: „Wie beglückend muß eine solche Einsamkeit und Stille sein!“

„Sie ist sehr wohlthuend“, antwortete die Gräfin, „wenn man die Hoffnung haben könnte, daß sie nicht gestört würde!“

„Nein“, rief Thurn fröhlich, „ich ließe mir eine Störung von Zeit zu Zeit gefallen. Und stören wir sie dir nicht auch, Mutter?“

„Freilich, freilich!“ antwortete die Mutter, die heitre Wendung gern auffassend; „indeß wollen wir dir vergeben, da du bis jetzt unsere Ruhe doch nicht zu häufig unterbrochen hast. — Möchten wir aber nicht unsere Rückkehr beeilen?“ richtete sie das Wort an Thekla und den Prinzen, die sich schon wieder zueinander gewendet hatten und leise, wiewol absichtlos, nur von ihrem natürlichen innern Gefühl bestimmt, zueinander sprachen.

„Gern, liebe Mutter“, war Thekla's Antwort. „Meinst du doch, daß der Besuch uns gelte?“

„Es ist wenigstens möglich, obwol ich nicht wüßte, wer kommen könnte?“

Während dieser Antwort hatte die Gräfin schon wieder den Arm ihres Sohnes genommen. Auf einem schattigen Waldpfade an halber Höhe der Berglehne gelangten sie allmälig wieder auf die größere Straße, die sich im Thale aufwärts zog, und stiegen von dort den vielgewundenen Weg zur Burg zwischen den gezackten Vertheidigungsmauern der Vorwerke hinan.

Der Wagen, den sie noch eine Zeit lang vor sich sahen, hatte das Thor erreicht, bevor sie selbst dort anlangten, und

wurde nach kurzem Anhalten durch die Thorwache ohne weiteres eingelassen.

Als Elisabeth und ihre Begleiter am Eingange waren, trat ihnen der Anführer der Wachtmannschaft entgegen und berichtete der Gräfin:

„Der Director des Carolinums zu Prag, Herr Jessenius von Jessen, ist in der Burg eingetroffen, um bei Ew. Gnaden vorzusprechen.“

„Jessenius!“ rief die Gräfin freudig überrascht. „Der würdige Jessenius! — Er kommt ohne Zweifel von dem Vater!“ wandte sie sich zu ihrem Sohne.

„Gewiß!“ antwortete dieser. „Er war in Siebenbürgen und Ungarn und wurde schon als ich aus dem Lager abging erwartet; da ich noch in Brünn und Olmütz zu thun hatte, kann er mich in Prag überholt haben.“

Mit diesen Worten betraten sie die Burg und gingen durch den Vorhof nach dem Kaiserthurm, in dessen unterm Geschoß schon die Pferde und der Wagen des Gastes untergebracht wurden.

Elisabeth ging, von Thekla begleitet, hinauf, um Jessenius zu begrüßen.

Heinrich sagte mit zwangloser Vertraulichkeit zum Prinzen: „Während die Mutter für unsere Wohnung sorgt und den gelehrten Gast begrüßt, will ich dir die Merkwürdigkeiten der Burg zeigen, — soweit wir sie sehen dürfen“, setzte er hinzu.

„Das ist mir angenehm“, bemerkte die Gräfin, sich zurückwendend. „Wir Frauen haben uns selbst auch noch ein wenig einzurichten nach dem langen Spaziergange. Im Saale oben sehen wir uns denn wieder.“

Unter diesen Worten stieg sie mit Thekla die Treppe hinauf, die zu den in den obern Geschossen des Thurmes

gelegenen Kaisergemächern führte, welche ihnen noch immer zur Wohnung dienten. Der Prinz sah ihnen nach, bis sie verschwunden waren.

„Ein wunderbarer, mächtiger Bau!“ sagte er jetzt mit erneutem Staunen, indem er die gewaltigen Gebäude der Veste betrachtete, in deren Mitte er sich jetzt befand. „Niemals sah ich einen Burgthurm von solcher Höhe und Mauerstärke!“

„Das glaube ich“, antwortete Heinrich mit einigem Stolz. „Schon hier der Kaiserthurm ist ein trotziger Riese; vollends der dort, wo die Krone aufbewahrt wird!“ Er deutete mit der Hand nach dem höchsten Thurm hinauf. „Er ist über sechzig Ellen hoch und die Mauern sieben Ellen stark. Ueberhaupt hat Kaiser Karl für sichre Mauern in seiner Burg gesorgt. Auch hier in diesem Thurme, wo seine Wohngemächer waren, sind Mauern von solcher Dicke, daß in der einen eine ganze Kapelle ausgehauen ist, von fünf Schritt Breite, in welcher der Kaiser stets die Osterwoche in frommer Einsamkeit und Gebet zubrachte. Ich will sie dir nachher zeigen, wenn wir hinaufgehen zur Mutter. Jetzt möchte ich dir vorschlagem, mit mir in den großen Thurm zu gehen.“

„Gern!“ antwortete der Prinz. „Allein was sagtest du zuvor von sehen dürfen? Sind hier Dinge, die wir nicht sehen dürfen?“

„O freilich! Im großen Thurm ist die Krone Böhmens aufbewahrt; auch die Kronschätze befanden sich ehemals dort, in vierzehn festen Truhen; doch, im Vertrauen gesagt, jetzt sind die Truhen leer! Nur die drei größten sind noch gefüllt; sie enthalten die wichtigsten Urkunden des Landes über seine Rechte und Freiheiten.“

„Schade nur, daß man sie euch so übel gehalten hat!“ bemerkte der Prinz.

„Darum müssen wir sie tapfer vertheidigen“, antwortete Heinrich freudigen Muthes. — „In die Kreuzkapelle, wo dies Alles aufbewahrt wird“, fuhr er, indem sie nach dem Thurm zuschritten, fort, „dürfen wir nicht. Der Vater könnte es jetzt zwar wol erlangen, allein nicht ohne viele Umständlichkeiten, und seine Gewalt als Obristburggraf, die noch nicht einmal recht in der Form erneuert ist, möchte er doch nicht willkürlich gebrauchen!“

„Natürlich!“ sagte der Prinz. „Wäre denn aber so große Gefahr für die aufbewahrten Gegenstände dabei, wenn einzelne Männer von untadelhafter Ehre und ritterlichen Standes die Räume beträten!“

„Das nicht; allein man will die alten heiligen Gebräuche ehren, die noch vom Kaiser Karl herrühren. Vieles ist zwar längst in Verfall gekommen, weil die Zeiten sich ganz geändert haben. So wohnten im Kaiserthurm droben, in dem Geschoß, wo des Kaisers Gemächer liegen, vier Domherren; die sind jetzt auch nicht mehr dort.“

„Das glaub' ich!“ erwiderte der Prinz lächelnd.

„Aber die Heilige Kreuz-Kapelle, die Aufbewahrungsstätte der Kronschätze und Insignien, steht noch unter dem Schutz ihrer alten Rechte. Sie darf nur durch einen Landtagsbeschluß eröffnet werden; selbst der Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin konnten sie vor etwa sechzig Jahren nicht auf andere Weise betreten!“

„So streng ist man?“

„Es war nicht anders. Und alsdann darf man doch nur die vordere Hälfte der Kirche betreten; die innere, durch ein Gitter abgeschieden, wo die Krone hinter dem

Altar in einer fest verwahrten Nische liegt, öffnete sich nur den Priestern, und Kaiser Karl selbst zog sich die Schuhe aus, wenn er dort eintrat."

„Es ist schön, etwas so heilig zu halten!" bemerkte der Prinz, indem er still stand und zu dem hohen Bau aufblickte.

„Mit neunzehn schweren Schlössern", erzählte Heinrich weiter, „war die Kapelle verwahrt. Frauen durften gar nicht hinein; früher nicht einmal in die Burg."

„Aber die Erzherzogin?" fragte der Prinz lächelnd.

„Nun es gibt Ausnahmen", antwortete Heinrich ebenso. „Und es ist doch gut", setzte er heiter hinzu, „daß das Gesetz jetzt nicht mehr so streng gehandhabt wird; sonst hätten wir wol keinen Besuch auf dem Schlosse gemacht!"

Der Prinz erröthete leicht. „Was dürfen wir denn nun eigentlich in dem Thurme sehen?" fragte er ableitend.

„Wir können durch alle seine fünf Geschosse klettern. Unten die Gefängnisse, Marterkammern, Hinrichtungsstätten ...."

Der Prinz schüttelte den Kopf.

„Im zweiten Stockwerk die Berathungssäle, in denen ein hineingeschleuderter Stein bei der Belagerung von 1422 durch die Prager die Eisengitter der Fenster zerschmettert hat."

„Zu den Zeiten seiner Erbauung muß das Schloß uneinnehmbar gewesen sein", bemerkte der Prinz; „doch jetzt ...."

„Es ist öfters belagert, doch nie genommen worden", erwiderte Thurn. „Im dritten Stockwerk liegt oben die Heilige Kreuz-Kapelle. Etwas von ihrer wunderbaren Pracht können wir durch ein Fenster über der Thür beschauen; die Tausende von Edelsteinen zum Beispiel, von denen die Wände

flimmern, die mit einem breiten Panneel von Achat, Jaspis, Carniol und Amethyst, lauter in Böhmen gebrochene Steine, eingefaßt sind. *)"

„Mich gelüstet nicht nach dieser Pracht", erwiderte der Prinz; „könnten wir aber nicht auf die Zinne steigen, daß wir die ganze Veste zu unsern Füßen erblicken und die Landschaft rings umher? Das wäre mir das Liebste!"

„Das können wir!"

„So laß uns gleich dort hinauf; wir haben nicht viel Zeit mehr, denn die Sonne ist dem Sinken nahe."

„Gut denn!"

Mit diesen Worten traten die Jünglinge in den Thurm und stiegen die steinernen Treppen, die von Geschoß zu Geschoß führen, hinauf. Heinrich gab im Gehen dem Prinzen noch manche Erklärung, zeigte ihm manches Merkwürdige, erzählte von den Belagerungen des Schlosses, Heiteres und Ernstes. Er besaß einen vaterländischen Stolz auf das Wunderwerk alterthümlicher Baukunst und muthvoll beharrlicher Kraft. Auch das war ihm hoher Ruhm und Freude, daß sein eigener Vater die Würde der Obristburggrafenschaft, die höchste Ehrenwürde für die böhmischen Ritter und Standesherren, inne hatte. Der Kronbeschützer war dem Kronbesitzer am nächsten. Und wer weiß, wie nahe die Gedanken eines kühnen Mannes und die Träume eines begeisterten Jünglings das eine Ziel neben dem andern erblickten?

Jetzt traten die Jünglinge auf die freie Zinne hinaus. „Welch ein großer Anblick und von wie reicher Schönheit!" rief der Prinz aus.

---

*) Dieses ist noch heute sichtbar.

Die Sonne glühte, dem Horizont nahe, die Berge und Thürme mit immer röther strahlendem Flammenauge an. Mit einem Blick umfaßte das Auge hier die stille Erhabenheit der Landschaft und den stolzen Bau der Veste.

„Das Schloß zu Heidelberg", begann der Prinz, nachdem er sich einige Augenblicke stumm bewundernd umgeschaut, „ist viel größer, reicher, die Landschaft viel reizender! Doch so gewaltige Thürme und Mauern wie diese Veste hat es nicht, und die dunklen Waldberge in ihrer einsamen Größe, die tief eingeschnittenen, gewundenen Thalgründe ergreifen mich mächtiger als die reiche Pracht des Neckarthals."

„Wirklich?" fragte Heinrich und erfreute sich sichtlich dieser Aeußerung. „Ja, die Veste ist ein gewaltiges Werk! Sieh' nur, wie die dreifachen Mauern mit ihren Schießscharten den Berg umkränzen! Der Thurm dort drüben ist der Wasserthurm; der Brunnen der Burg liegt darin; sie sagen, er sei über zweihundert Ellen tief."

„Wie heißt der Fluß am Ende des lieblichen Thales, das sich aus dem Waldkessel hier dort hinunterzieht?" fragte Prinz Christian.

„Das ist die Beraun. Auch dort ist Böhmen schön! Wir könnten morgen einmal hinüberreiten; vielleicht nach der Stadt Beraun selbst!"

„Recht gern."

Die Sonne färbte die dunkelgrünen Waldberge, welche die Veste überragen, röther und röther. Die Thäler lagen im blauen dämmernden Schatten. Die Thürme leuchteten glutstrahlend; der Abend war mild. Der Prinz hatte den Blick auf den Kaiserthurm gewandt. Eine Gestalt im lichten weißen Gewande erschien auf dem Balcon. Er erkannte Thekla — sein Herz schlug! Sie hatte, von der Sonnenglut geblendet, die Hand über die Augen gelegt und schaute

das Thal hinab. Indem sie sich ein wenig wandte, traf ihr Blick die Höhe der Thurmzinnen, und sie erkannte die beiden Gestalten droben. Ihr Bruder winkte fröhlich mit seinem Barett; sie neigte leise wiegend das schöne Haupt, trat aber sogleich in die Thür des Altans zurück.

„Wird die Gräfin nicht auf uns warten?“ fragte der Prinz besorgt.

„Wir wollen gleich hinunter. Doch blicke noch einmal dort hinüber! Hinter jenen Bergen liegt Sanct-Iwan, die berühmte Kirche und Grabstätte des heiligen Iwan. Das ist auch eine Landschaft! Wie sich da die Felsen thürmen und die Thäler schauerlich klüften! Auch ist die Höhle sehr merkwürdig, wo der Sage nach der heilige Iwan als Einsiedler vierzig Jahre gewohnt hat. Das können wir morgen zu Roß ebenfalls besuchen; vielleicht begleiten uns meine Mutter und die Schwester.“

Ein freudiger Aufschwung hob des Prinzen Brust. „Das wäre herrlich“, stimmte er bei. Der Gedanke an den Spazierritt durch die romantischen Thäler an einem schönen sonnenhellen Herbsttage erfüllte ihn mit höchster Freude.

„Nun wollen wir hinunter“, sagte Heinrich; „die Sonne tritt hinter die Berge. Einen Augenblick laß uns in unser Wohnzimmer, denn wir müssen heut das Gemach theilen, da die Burg nicht so viel Zimmer hat, und dann wollen wir zur Mutter.“

Sie stiegen die Thurmtreppen hinab.

Vierzehntes Capitel.

In dem nämlichen Saale der Burg, wo wenige Wochen zuvor Graf Mathias Thurn im Kreise der Seinigen die alte Genossenschaft mit Mansfeld herzlich erneuert hatte, saß jetzt wiederum eine kleine Zahl eng Verbundener traulich beisammen. Es waren Elisabeth und Thekla, Heinrich, der Prinz Christian von Anhalt, der Burggraf Otto von Loß und Jessenius. Therese befand sich zu Prag mit ihrem Vater, im Thurn'schen Palaste; der Graf hatte ihm Aufträge dort gegeben, wozu er einerseits eines ruhigen, erfahrenen Mannes bedurfte, dem er volles Vertrauen schenken konnte, und die andererseits die Kräfte des alternden Mannes weniger in Anspruch nahmen als die Anstrengungen des Kriegs. Therese selbst sah einem Zeitpunkt entgegen, wo die Stadt ihr einen angemessenern Aufenthalt bot als die Einsamkeit auf Karlsstein.

Der herbstliche Abend wurde im Thale rasch kühl; die Thüren zum Balcon waren daher nicht geöffnet, sie ließen aber durch die Glasscheiben den von der Nachglut der untergehenden Sonne prächtig gefärbten Abendhimmel voll hereinschimmern. Im Kamin, an der Wand gegenüber, loderte die trauliche Flamme, um die der Kreis sich gereiht hatte. Zur Rechten desselben, zunächst dem Feuer, saß die Gräfin Elisabeth; neben ihr Jessenius, ein Mann in reiferen Jahren, von festen, Gesundheit des Körpers und der Seele klar ausdrückenden Zügen. Er trug ein einfaches, schwarzes, etwas faltiges Kleid, wie es die Sitte der Gelehrten und vorzugsweise der Aerzte war. Hauptthaar und Bart, ur-

sprünglich schwarz, waren schon merklich grau gemischt; sein Auge leuchtete mit mildem, aber sicherm Blick. Neben ihm hatte der gleichfalls bejahrte Otto von Loß seinen Platz genommen. Auf der andern Seite des Feuers saß, diesem zunächst, Thekla; neben ihr der Prinz Christian von Anhalt, dann ihr Bruder. So schieden sich Jugend und reifere Jahre.

Jessenius, der gelehrte Arzt, der einsichtsvolle Staatsmann, der von Glaubensüberzeugung ernst und tief durchdrungene Mitstreiter in dem Kampfe, den Böhmen unternommen, fesselte die Aufmerksamkeit Aller durch die Mittheilungen, welche er über seine jüngsten, in wichtigen Geschäften unternommenen Reisen nach Ungarn und Siebenbürgen machte. Graf Mathias Thurn, der ihm ein besonderes Vertrauen schenkte, hatte ihn, da er auf der Rückkehr bei diesem im Lager einsprach, gebeten, sich von Prag aus einen oder zwei Tage abzumüßigen, um die Gräfin in Karlstein aufzusuchen und ihr besorgliches Gemüth über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten zu beruhigen. Jessenius selbst blickte in die Zukunft der Dinge mit einem Vertrauen, das seine Wurzeln in der festen Zuversicht fand, mit der ihn sein Glaube erfüllte. Denn er war im tiefsten Innern von den göttlichen Wahrheiten durchdrungen, die er in seiner geläuterten Erkenntniß fand. Er verhehlte es sich nicht, daß der begonnene Kampf um dieselben ein schwerer, alle Kräfte herausfordernder sein werde, denn die Macht der Gegner war groß, die Kraft ihres Wollens beharrlich, und Viele wurden von gleicher Gewalt der Ueberzeugung begeistert, weil gerade in höchsten Dingen der Mensch sich oft für das Entgegengesetzte in den Kampf wirft, unwiderlegbar durchdrungen davon, daß er das einzig Wahre erfaßt habe. — Auch war Jessenius

gefaßt auf bedrohliche Schwankungen, wie sie sich schon durch das Steigen und Fallen der Glückswelle in den jüngsten Ereignissen gezeigt hatten. Allein daß bei muthvollem Beharren endlich das Ziel erreicht werden müsse, das war seine unerschütterliche Meinung. Wahrheit und Heiligkeit der Sache, der er sich hingegeben, erfüllten ihn so, daß Zweifel und Verzagen an ihrem Siege ihm als ein frevelnder Mangel an Vertrauen auf den himmlischen Lenker der Dinge selbst hätten erscheinen müssen.

Selten vereinte sich bei einem Manne so hohe Kraft der Begeisterung mit so sichrem Maß, so klarer Ruhe, so besonnener Vorsicht im Handeln. Er war der eifrigste und zugleich geschickteste Unterhändler, wo es galt, fremde Hülfe unter Schwierigkeiten und Hindernissen jeder Art zu gewinnen. Dies war ihm eben jetzt gelungen, bei dem kühnen, aber ebenso schlauen und arglistigen Beherrscher Siebenbürgens, Bethlen Gabor.

„Nun ist er fest der Unsrige, ich darf es mit Sicherheit behaupten", sagte er, indem er Elisabeth die Hand gewissermaßen zum Pfande seines Wortes hinreichte.

„Ich fürchte immer noch den Wankelmuth seiner Gesinnung", entgegnete diese besorglich. „Wenn er seinem Wort treulos würde, wenn es gar eine arglistige Täuschung wäre, die er übte! In welchen Abgrund der Gefahren würde zuerst Thurn und dann Böhmen selbst stürzen!"

„Besorgt das nicht, edle Frau", antwortete Jessenius. „Ihr könnt wol denken, daß ich, nach dem wie der Fürst bisher gehandelt, mich nicht einem blinden Vertrauen auf seine Versprechungen überlassen habe. Seinen Wankelmuth scheue ich nicht, denn er ist nicht wankelmüthig; er folgt unablässig nur seinem Vortheile; wechselt dieser, nur dann

wechselt er die Handlungsweise. Ich mußte ihn also überzeugen, daß sein Vortheil auf unserer Seite liege; das ist mir gelungen und darum baue ich auf seine Hülfe! — Ich hatte freilich keinen leichten Stand. Von Wien aus wurde Alles in Bewegung gesetzt, um ihn für den König Ferdinand zu gewinnen. Pater Lamormain hatte sein scharfes, immer offenes Auge auf Bethlen Gabor gerichtet. Er hatte mir einen Gegner gesandt, den Grafen Piccolomini, mit dem ich schwierige Kämpfe bestehen mußte. Ich siegte durch die Wahrheit. Denn das Licht der gereinigten Lehre, edle Frau, hat seine Strahlen auch bis in jene fernen Gegenden geworfen. In Ungarn, in Siebenbürgen, bis tief in die unglücklichen Christenländer hinein, wo der Türke noch seine unumschränkte blutige Gewalt übt, hat es gezündet. Ich habe den Funken mit aller meiner Kraft zur lodernden Flamme anzufachen getrachtet. Weithin verbreitet sind dort die Stämme der Slowaken, das Volk, dem ich, wie Ihr vielleicht wißt, entsprossen bin. Auch unter ihnen bekennen Viele, ganze Gemeinden, die neue Lehre. Sie haben, wie Ihr denken könnt, oft schwere Verfolgungen erlitten. Zu diesen Wackern, zu ihren Führern und Seelsorgern habe ich gesprochen, in ihrer Zunge. Ich habe sie entzündet für unsern heiligen Kampf, ihnen gezeigt, wie wir Alle Eine Sache führen. Sie sehen ein, daß unser Loos das ihre ist; sie wissen, was ihnen bevorsteht, wenn das Haus Oesterreich gegen uns obsiegt. Ihre wilden, aber redlichen Herzen schlagen für uns. Das erkennt jetzt auch Bethlen Gabor. Ich habe ihm dargethan, daß der Strom dieser Völker ihn trägt, wenn er auf unserer Seite kämpft, wider ihn anschwillt, wenn er gegen uns das Schwert ergreift. Er sieht also seine Herrschaft in allen den Ländern, wohin er sie auszubreiten trachtet, durch das Bündniß mit uns befestigt.

Der Fürst ist nun völlig überzeugt, daß sein Vortheil auf unserer Seite liegt. Was Oesterreich ihm anbietet, ist ungewiß, wenn es obsiegt, und zerfällt in Nichts, wenn wir siegen. Ich vertraue also nicht auf Bethlen Gabor's Treue, sondern er liegt uns an einem Anker fest, der leider fast überall in der Welt am sichersten, bei ihm unzerreißbar hält, an dem Anker des Eigennutzes. Wir haben jetzt nur zu sorgen, daß dem bissigen Zahn desselben der rechte Ankergrund nicht fehle! — Uns freilich", fügte er nach kurzem Anhalten feierlich hinzu, „halten andere Bande, denn wir stehen auf andrem Boden."

Alle waren Jessenius' Worten mit unverwandter Aufmerksamkeit gefolgt. Sein Auge leuchtete, während er sprach; seine hohe klare Stirn war gleich einem Thron hoher klarer Gedanken. Es herrschte eine tiefe Stille in dem Gemach; die Gräfin Elisabeth brach das Schweigen zuerst.

„Ihr wißt wol nicht, mein würdiger Freund", wandte sie sich zu Jessenius, „wann der Fürst mit Thurn zusammentreffen wird?"

„Der Vater", fiel Heinrich lebhaft ein, noch bevor Jessenius antworten konnte, „hat schon in der vorigen Woche jeden Tag Nachrichten darüber von dem Fürsten erwartet."

„Darüber", sagte Jessenius, „können nur die Umstände entscheiden. Es ist in Absicht, daß beide Feldherren persönlich zusammenkommen, um sich über die gemeinsamen Unternehmungen zu besprechen. Allein in diesem Augenblicke sind die Führer mit ihren Truppen noch zu weit voneinander entfernt. Sie müßten des Gesprächs halber ein zu weites, unsicheres Gebiet durchreisen und würden, auch wenn kein Unfall zu fürchten wäre, doch zu lange da fehlen, wo ihre Gegenwart am nothwendigsten ist, Jeder an der Spitze seiner Armada. Doch die Heerlager werden einander

hoffentlich bald näher rücken. Es waren in Prag heut früh schon Nachrichten eingetroffen, wonach Bethlen Gabor stark in Ungarn vordringt."

„Dann müssen wir auch vorwärts, ihnen entgegen!" rief Heinrich mit jugendlichem Feuer. „Wenn unsere Heere erst vereinigt sind, so wollen wir wie geschwollene Ströme von den Bergen in das österreichische Land eindringen!"

„O daß erst entschieden wäre, ob wir den Ruhm theilen werden!" seufzte der Prinz von Anhalt und stand unruhig von seinem Sitze auf.

Thekla's glänzendes Auge folgte ihm. Er trat gegen den Balcon hin und blickte in das flammende Abendroth hinaus. Sein edles Profil zeichnete sich klar auf dem goldigen Hintergrunde. Eine Mischung von Unwillen, Schmerz und stolzer Erhebung lag auf seinen Zügen. Ein leiser süßer Schauer der Freude durchzitterte Thekla, als sie ihn so erblickte.

Der Ausruf des Prinzen, den ihm die überwallende Empfindung entlockt hatte, bewirkte eine erneute, etwas peinliche Stille im Gemach. Der Kurfürst von der Pfalz hatte sich noch nicht mit Sicherheit über die Annahme der böhmischen Krone erklärt. Seine Unschlüssigkeit, ohne Zweifel die Frucht der Unsicherheit seiner Berechtigung mit, hatte ihn auch nach der erfolgten Wahl nicht verlassen. Dies machte natürlich in Prag einen üblen Eindruck. Man konnte den Prinzen nichts davon empfinden lassen und sogar seinem unwilligen Ausbruche nicht beistimmen, weil darin eine Anklage des Fürsten lag, der sein Gebieter war.

Jessenius nahm vermittelnd das Wort: „Bei folgeschweren Entscheidungen ist reifliche Ueberlegung zuvor unstreitig vom höchsten Vortheil. Nur der wohlbedachte

Entschluß sichert nachher die Möglichkeit des raschen und richtigen Handelns."

„O gewiß", stimmte die Gräfin, von ihrer geheimen Empfindung etwas zu rasch hingerissen bei, „übereilter Beschluß ist oft allzu verderblich in seinen Folgen!"

Die Wahrheit dieses Wortes empfand sich unter den Verhältnissen der Zeit nach vielen Richtungen so schwer, daß sie Jedem Stoff zur Erwägung für sich selbst geben mußte.

Jessenius erwiderte darauf mit ruhiger Betrachtung: „Alle großen Ereignisse und Unternehmungen in der Welt treten stets unter großen Schwierigkeiten ins Leben. Das Kleinere nur vollbringt sich glatt und leicht. So muß auch unsere große Sache Hindernisse und Hemmungen erdulden, Kämpfe durchfechten; das haben wir seit anderthalb Jahren täglich erfahren. Doch sie drängt vorwärts durch ihr eigenes Gewicht; wir selbst könnten sie nicht mehr rückwärts leiten, so wenig wie den Strom. Er muß durch die Kraft seiner eigenen Wellen ans Ziel, ob er auch Dämme zu überfluten, ja Felsgebirge zu durchbrechen hat."

Die Gräfin, ihren eigenen Ausbruch bereuend, wobei sie an Thurn's übereilte und leidenschaftliche Schritte dachte, welche Böhmen in den Kampf gestürzt hatten, gab dem Gespräch eine andere Wendung. Sie kehrte zu den Verhältnissen Bethlen Gabor's zurück und fragte Jessenius, ob die Wahl König Ferdinand's zum Kaiser dem siebenbürgischen Fürsten nicht ein Anlaß sein könne, in seiner befreundeten Stellung zu Böhmen wankelmüthig zu werden.

„Ich glaube nicht", antwortete Jessenius, „daß der deutsche Kaiser in der Lage ist, ihm nähere und wichtigere Vortheile darzubieten als der König von Ungarn oder der Erzherzog von Oesterreich. Vielleicht könnte sogar

der Kaiser dem Könige oder Herzoge hinderlich sein in der Erfüllung mancher Versprechungen, die diese geben könnten."

„Das wäre dann auch für Böhmen kein Nachtheil", bemerkte Otto von Loß, der bis dahin als ruhiger, aber sehr aufmerksamer Zuhörer dem Gespräche beigewohnt hatte.

„Gewiß nicht", bekräftigte Jessenius, „allein von andern Seiten muß Böhmen allerdings in dem Kaiser Ferdinand einen gefährlicheren und mächtigeren Feind sehen als in dem Erzherzoge von Oesterreich. Es hat also seine Kräfte energischer zusammenzuraffen, um seine Rechte zu behaupten, sein hohes Ziel zu erreichen."

„Wie danke ich Euch, mein würdiger Freund", richtete die Gräfin warm das Wort an ihn, „für alle Eure Mittheilungen und Eure ruhige Betrachtung der Verhältnisse. Meine Seele schöpft daraus neue Hoffnungen, mein Herz neue Frische! Ach, wenn die Verwirrungen, in denen wir uns befinden, sich glücklich lösen, welch einem beseligenden Zustande gehen wir entgegen!"

„Das ganze Volk und Land und jeder Einzelne", bekräftigte Jessenius, indem er von seinem Sessel aufstand und den Blick würdig erhob. „Ich glaube fest, daß dem so sein wird! Und wir selbst, hoffe ich, werden diese Tage schauen", fuhr er mit bewegter Stimme fort. „Wir, die wir die Arbeit des Kampfes übernommen, werden auch schon der Früchte theilhaft werden. Zwar Mancher", sprach er ernst und sah hinaus in die Abendglut, deren letzte Streifen jetzt am dunklen Nachthimmel verglommen, „sieht diese unfehlbar wiederkehrende Sonne nicht aufgehen! So mag es auch Manchem unter uns beschieden sein, den Tag des schönen Lichtes nicht zu erleben! Dessen Trost

muß es sein, daß es darum doch tausend und tausend Glücklichen leuchtet, die darauf gehofft, daß für jedes Auge, welches der Wille des Herrn schließt, sich andere seiner segnenden Sonne öffnen! Und wem das irdische Glück erstirbt, glänzt dem nicht das ewige, himmlische?"

Der Blick des edlen Mannes strahlte in frommer Erhebung und Andacht bei diesen Worten. Nicht fiel, es war eine ungekannte Wohlthat des Himmels, der düstre Schatten der Ahnung in seine Brust, welch ein Loos ihm selbst verhängt war, als irdischer Ausgang der hohen Hoffnungen, auf die er seine Seele richtete! Doch hätte er es gekannt, er würde sich mit edler Kraft darüber erhoben haben, wie diese ihm nicht versagte, in der schweren, grauenvollen Stunde der Prüfung. Ein großes Glück war es, zugleich aber auch ein hohes Verdienst seiner vertrauensvollen Kraft, daß seine Zuversicht auf den Sieg der Sache unerschüttert blieb. Aber selbst hätte er schon jetzt das Ende der Kämpfe gekannt, die Böhmen begonnen, eine so hohe Gesinnung wie die seinige würde sie doch nicht aufgegeben haben. Er hätte sich gesagt: Dies ist der Ausgang für den irdischen Blick; aber das Auge des Lenkers der Dinge schaut weiter hinaus! Ihm, vor dem tausend Jahre sind wie ein Tag, liegt das Ziel hell vor Augen, weit jenseit der düstren Kluft, die für die Grenzen unseres Blickes die verschlingende Gruft bildet, in die unser hohes Streben und Hoffen versinkt! — —

Alle im Saale hatten sich, als Jessenius vom Sessel aufstand, fast unwillkürlich mit ihm erhoben. Die Herzen waren feierlich erschüttert. Es wehte wie die leisen Schauer einer Ahnung des Künftigen durch den Kreis dieser engverbündeten Freunde. Denn, obwol jede Brust den Trost der Zuversicht der innern Heiligung empfand, so durch-

zitterte doch auch jede das Vorgefühl Opfer fordernder Hingebung. Ein großer Sieg wird uns leuchten, doch er wird einen hohen Preis fordern, — wir sind bereit ihn darzubringen! Davon war jedes Herz erfüllt in dieser geweihten Stunde.

Die Dämmerung war eingetreten. Die Flamme im Kamin loderte nur noch matt auf. Das Abendroth verglomm düster am Rande des westlichen Gebirges. Durch den wolkigen Himmel schimmerte nur ein unsicheres Licht. Da plötzlich ergoß es sich mit silbernem Strom in das halbdunkle Gemach. Durch ein leise zerfließendes Gewölk brach der Mond, und seine Halbscheibe schwebte im reinen Blau. Allen war es wie ein heiliger Friedensgruß von jenseit, wie eine süße Botschaft des Trostes: Auch in dem tiefsten Dunkel der Erdennacht verzaget nicht, denn ein Auge wacht über euch, und hier winkt euch eine Stätte des Friedens!

Wunderbar getroffen waren die Herzen, selbst die leichtschlagenden der Jugend, von diesem sanften Himmelsgruß in so hehrer Stunde. Thekla's Haupt umfloß das Licht des Mondes mit hellem Silberduft. Ihre reinen jungfräulichen Züge strahlten verklärt; ein leises Strahlennetz wob sich durch ihre herabwallenden Locken.

Elisabeth richtete den mütterlichen Blick auf sie und begegnete dem ihren; der Mondstrahl schimmerte in dem feuchten Thränenspiegel ihres schönen Auges. Durch eine innere Gewalt getrieben, sanken Mutter und Tochter einander an die Brust, und ahnende Liebe hob die Schleier von Beider Herzen.

In der Weihe dieser Minute erhob auch die Liebe des jugendlichen Paares ihre Schwingen mit erhöhter Kraft und zu reinstem Ziele. Thekla empfand, daß ihr Herz nur ein

Streben habe, das: mit allen seinen reichsten Gaben, beglückend, hingebend, opfernd, ganz in einem andern aufzugehen. — Dem Prinzen trat die reine Gestalt der Geliebten als ein leitender Engel auf seiner Bahn entgegen, und mit jugendlich begeistertem Schwur gelobte er es sich, ihr jede Kraft seines Lebens und freudig das Leben selbst darzubringen. Sein feuriges Herz flammte hoch auf in dem glühenden Verlangen, sich in den Kampf zu werfen für die Sache, die ihm an sich schon eine heilige war und welche ihm jetzt als die der Geliebten zwiefach als solche erschien.

Heinrich Thurn war voll kühner Jünglingsentschlüsse und Hoffnungen; er wäre gern in dieser Minute in vollem Rosseslauf mitten in die Schlacht gestürmt, um, das Panier des Glaubens vorantragend, den Heldentod zu gewinnen.

In Otto von Loß' ernster und vielleicht vorahnender Seele härtete sich nur der längst gefaßte männliche Entschluß noch fester, mit jeder Kraft auszuharren in Arbeit, Gefahr und Prüfung, und wenn die Sache, für die er das Leben einsetzte, nicht siegte, doch zu zeigen, daß sie unbesiegbar sei in der Brust Derjenigen, die sie in frommer Glaubenstreue umfaßt hatten.

So erwarteten diese innig verbundenen Freunde die Schickungen der Zeit, die verhüllt, aber näher und näher am Horizont heraufschwebten.

Funfzehntes Capitel.

Es war in der Mitte des October. Das schöne Heidelberg prangte in seinem schönsten Schmuck; denn den Fuß der Berge bedeckte das abwechselnd dunkelgrüne, funkelnd gelbe und purpurrothe, im Sonnenstrahl leuchtende Laub der Reben, während dazwischen hindurch die goldgrünen oder dunkelblauen Trauben schimmerten. Auf den Höhen und an den nördlichen Bergabhängen aber wogte der herbstliche Wald in noch bunterem Gemisch der Farben. Die Sonne war mild, und der blaue Himmel bildete den klaren Hintergrund zu den sanft geschwungenen Linien der Berge, den stolzen Zinnen und Thürmen des Schlosses. Die Stadt mit ihren weißen Häusern lag hell im Schoos des fruchtbaren Thales, und der Neckar rauschte schäumend an ihr vorüber. Es war die Festzeit der Traubenlese, wo die schwere, so manches Jahr vergebliche Mühe und Arbeit des Winzers ihren Lohn empfängt durch die schönste Gabe, mit der die fruchttragende Erde den Menschen beschenkt. Wer weiß es nicht, wie zu dieser Zeit am prächtigen Rheinstrome, sowie an allen seinen schönen Nebenflüssen, deren Ufer sich mit Rebenhügeln kränzen, alles Leid und alle Sorge vergessen ist in der Auffammlung des reichen Jahressegens, der in der goldhellen Traube glänzt, in der purpurnen glüht und im Becher mit schäumendem Most silbern blitzt! — Rings in den Weinbergen erschallte fröhliches Leben. Frischwangige Mädchen mit bebänderten Hüten schnitten die Trauben; andere sammelten sie in Körben oder auf vielfach aus-

gebreiteten Tüchern. Die Männer trugen die schweren Kübel, mit dem Reichthum beladen, von den Höhen der Berge auf den steilen Felspfaden zwischen den Mauern herab. Freudiges Staunen, helles Lachen, vielfältiger Jubel erklang aus den belebten Bergen. Die Burschen und Mädchen trieben Scherz und Neckereien. Manche sich sträubende blauäugige Dirne wurde derb auf die Wangen geküßt; dafür mancher muthwillige Backenstreich vertheilt. Aber weder der Kuß noch die Ohrfeige brachten Harm und Unfrieden. Die Versöhnung war bald hergestellt, der Friede geschlossen, Lust und Freude glänzten und erschallten überall. Aus den bunten Gruppen der mit Weinlaub bekränzten Mädchen und Jünglinge, die im goldenen Herbstsonnenstrahl zwischen den Reben leuchteten, sowie aus den Zügen, die sich, Männer und Frauen bunt gemischt, mit Körben und Kübeln auf den Köpfen, die Berge hinab zur Kelter bewegten, erklangen fröhliche Gesänge; die Tücher wehten, die Hüte wurden geschwungen und Jauchzen erfüllte die Lüfte.

Auch in dem kleinen Weinberge des redlichen Rathes Leander von Rippell herrschte ein anmuthiges, wenn auch nicht so bunt fröhliches Leben. Zwei reizende junge Mädchen, denen das hellbraune Haar lockig unter dem breiten, mit grünem Rebenlaub umwundenen Strohhute herabflatterte und den Nacken umspielte, hielten die blanken Winzermesser in der Hand und schnitten die schönsten Trauben auslesend ab. Jeder hätte sie nicht nur für Schwestern gehalten (doch waren sie es nicht), sondern sogar für Zwillingsschwestern, so glichen sie einander an Gestalt, Haar und Zügen; auch an Tracht, denn sie hatten es unschuldig lieb gewonnen, ihre Aehnlichkeit durch übereinstimmende Kleidung fast zur Gleichheit zu erhöhen. Agathe, des Raths Tochter, und Margarethe, die des Gastwirths Walter

zu Neckarsteinach, waren jetzt wieder Hausgenossinnen. — Margarethe hatte die traurigsten Zeiten durchlebt; sie war völlig eine Waise geworden, auch durch den Tod ihrer Mutter Elsbeth. Ganz allein und hülflos hätte sie in der Welt dagestanden, wenn nicht der redliche, wohlwollende Rippell ihr zweiter Vater geworden wäre.

Die Schicksale, welche seit jener Schreckensnacht über die Familie hereingebrochen waren, hatten sich sichtbar vollendet. Scultetus' fanatischer Eifer gegen den unglücklichen Walter, dem er es nicht vergessen noch vergeben konnte, daß dieser seiner calvinistischen Bilderstürmerei mehrmals mit freimüthigem Wort und selbständiger That entgegengetreten war, hatte bei dem Kurfürsten obgesiegt über Camerarius' vermittelnde Einmischung. Es war dem Hofprediger gelungen, es dem Kurfürsten als eine Gewissenssache darzustellen, nicht durch Milde gegen die Gottlosen ein übles Beispiel sträflicher Duldung zu geben und die Lockerung des kirchlichen Sinnes zu befördern. So blieb denn die bedrängte Witwe ohne Hülfe, und das von den Regenfluten und dem vernichtenden Hagelschlag jener Gewitternacht gänzlich zerstörte Besitzthum, die zerknickten Felder, die unterwühlten Weinberge und Gärten, die mit Schlamm, Sand und Gerüll überschwemmten Wiesen fielen den drängenden Gläubigern anheim, und Frau Elsbeth mußte mit ihrer Tochter Haus und Hof verlassen! — Angst, Sorge, Anstrengung durch die treueste Pflege am Krankenbett ihres Mannes hatten auch Elsbeth's Kräfte erschöpft. Wenige Wochen nach seinem Hingange folgte sie ihm nach. Der redliche Rippell bot der unglücklichen Margarethe sein Haus als bleibende Zuflucht für alle ihre Lebenstage an. Er that Alles für sie, was er vermochte; aber er vermochte nicht, selbst für sie bei seinem Herrn zu bitten;

denn er sagte: „Ich bäte ja nur für mich, daß der Kurfürst die Pflichten gegen Diejenige übernähme, die der Himmel mir zugewiesen hat.“

Camerarius hatte, von der Lage der Dinge unterrichtet, aus freien Stücken gethan was in seinen Kräften stand; er hatte die Witwe zu ihrer Bittschrift bewogen und sie warm befürwortet; das Gleiche that er für die Tochter, allein ebenso vergeblich. So hatten die beiden weltlichen Räthe des Kurfürsten ungleich christlicher an diesen Armen gehandelt als sein geistlicher Rath. Sein Christenthum lehrte ihn nicht lieben und vergeben, sondern im erhitzten Eifer nur hassen und verfolgen! Daher war er, überhaupt nicht Rippell's Freund, sondern diesem nur scheinbar wegen des hohen Ansehens, in dem er bei dem Kurfürsten stand, wohlwollend, mit unerbittlicher Verfolgungssucht dem wohlthuenden Handeln des redlichen Ehrenmannes zuwider gewesen und hatte keine Gelegenheit versäumt, den Kurfürsten übel gegen die so hart vom Geschick Betroffenen zu stimmen. Ja, er war so weit gegangen, die Handlungsweise Rippell's durch Andeutungen zu verdächtigen, denen er das zufällige Spiel der Natur, welches beide Mädchen so ähnlich gebildet hatte, zum Grunde legte. Waren dies bewußte Verleumdungen, oder schöpfte sein argwöhnischer Sinn wirklich solchen Verdacht .... darüber blieb er allein der Richter!

Die heitre Beschäftigung, in der die beiden jungen Scheinschwestern eben begriffen waren, konnten die Tage des Schreckens und die noch fortdauernden der Sorge und des Kummers, welche Margarethe überdauert hatte, kaum ahnen lassen. Allein die Jugend überwindet das Schwerste, und richtet sich, wie die Halme des jungen zarten Grüns, mit frischer Lebenskraft wieder auf, wenn ihm nur ein

kühler Thautropfen, ein milder Sonnenstrahl der Erquickung geworden ist.

Das fröhliche Fest der Weinlese hatte durch seinen Aufschwung auch in das Gemüth der so schwer Bedrückten einen Schimmer der Freude geworfen. Margarethe und Agathe wetteiferten unter munterm Gespräch, wer die schönsten Trauben ausfände; denn es sollte jetzt nur die feinste Auslese zur Kelterung des vorzüglichsten Weines geschnitten werden.

„Laß uns recht rührig sein, Margarethe", sagte Agathe „damit wir heut fertig werden, morgen kommt der Vater gewiß zurück, und dann soll er Alles gethan finden. Wie wird er sich der reichen Ernte freuen!"

„Fertig wollen wir schon noch werden, wenn auch die Sonne schon tief steht", antwortete Margarethe, „dies Geschäft geht mir flink von der Hand, darin bin ich geübt! Ach! Was würden unsere Berge in diesem Jahr getragen haben", setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

„Du armes liebes Mädchen", antwortete Agathe freundlich; „aber du mußt nicht traurig sein. Das ist ja nun dein Berg auch!"

„O dein Vater ist so übergütig! Wenn ich ihm doch jemals vergelten könnte! — Ich kann nur für ihn beten, aber ich thue es jeden Morgen!"

„Du gutes Kind", sagte Agathe, und dem weichen Mädchen trat eine Thräne in das helle Auge, „das ist die beste Vergeltung! Dein Gebet wird der Himmel gewiß erhören, und dann geht es uns Allen wohl!" Sie wollte aber ihre Rührung nicht Herr über sich werden lassen, weil Margarethe ohnehin schon traurig genug war. Mit dem Ton scherzender Drohung setzte sie daher lächelnd hinzu:

„Denn du betest doch auch für mich ein wenig? Oder für mich nicht?“

„Agathe!“ erwiderte Margarethe mit dem Ton bittenden Vorwurfs.

„Ja, ich höre es deinem Ton an, daß du mich nicht ganz vergissest“, sagte sie freundlich. „Sieh, dafür habe ich auch hier die allerschönste Traube für dich geschnitten! Diamant!“

Und sie hielt ihr eine wunderschöne Traube anmuthig am Stengel entgegen. „Ei wie herrlich“, rief Margarethe.

„So lege sie in das kleine Körbchen! Es ist bald Vesperzeit, da müssen wir etwas für uns sammeln!“

Margarethe nahm die schöne Frucht und dankte mit freundlichen Blicken. — —

„Also morgen kommt der Herr Rath schon zurück?“ fragte sie, als sie ihre Beschäftigung an Agathens Seite wieder begonnen hatte.

„Ja, wie der vorausgeschickte Leibjäger des Kurfürsten heut bestellt hat, morgen“, antwortete Agathe, die sich eben tief in das untere Laub eines Weinstocks herabbückte, um eine Traube, die sich dort versteckt hatte, loszuschneiden.

„Er kommt schon heut“, sagte plötzlich eine ernstfreundliche Stimme hinter den beiden Mädchen. Agathe flog empor, warf das Winzermesser von sich und hing mit einem lauten Freudenruf am Halse des Vaters. Margarethe stand ganz erschreckt, aber mit freudeleuchtenden Augen.

Der Rath war, während die Mädchen miteinander plauderten, hinter ihnen, zwischen den Weinstöcken, unbemerkt die kleinen Steintreppen im Berge heraufgekommen, hatte ihre letzten Worte gehört und überraschte sie durch seine plötzliche Erscheinung.

„Meine liebe Margarethe sei herzlich begrüßt", sagte er, nachdem er sich Agathens Umarmung und ihren freudigen Küssen entzogen hatte, und küßte auch sie auf Mund und Stirn. „Aber es ist doch zum Erstaunen, was ihr euch gleicht, Kinder!" rief er aus; „wenn man euch Beide einige Zeit nicht gesehen hat, fällt es erst recht auf! Weißt du wol, Margarethe, daß ich selbst im Begriff war dir die Hand auf die Schulter zu legen, weil ich dich für Agathe hielt! So erkennt der Vater seine eigene Tochter nicht mehr!"

„O laßt mich nur auch Eure Tochter sein", antwortete diese mit sanftem Ton, „wenigstnes will ich Euch ebenso lieben und ehren!"

„Gutes Kind!" sagte Rippell und streichelte ihr die Wangen.

„Aber wie kommt es, daß du schon heut zurückgekehrt bist, bester Vater", fragte Agathe. „Der Leibjäger Günther, der heut Mittag von Rothenburg eingetroffen ist, meldete den Kurfürsten auf morgen an!"

„Der Kurfürst kommt auch erst morgen. Ich habe den Auftrag bekommen ihm voranzureisen", erwiderte der Rath mit ernster Miene, „um alles für seine Abreise von hier schnell in Bereitschaft zu setzen, soweit es die Kanzlei betrifft!"

„Abreise von hier?" fragte Agathe erstaunt, und auch Margarethe hing mit fragenden Blicken an seinen Zügen.

„Ja, mein liebes Kind", antwortete Rippell und wurde seiner inneren Bewegung schwer mächtig, „es ist nunmehr entschieden, wir gehen nach Böhmen!"

„Nach Böhmen?" riefen alle Beide wie aus einem Munde. „Wir?"

„Der Kurfürst geht dahin ab, und mein Amt legt mir die Pflicht auf, ihn zu begleiten; und ich denke ihr begleitet mich. Oder bleibst du lieber hier?“ fragte er seine Tochter liebreich, mit Sicherheit ihr Nein erwartend.

Ihre Antwort war der sanfte vorwurfsvolle Ruf „Vater!“ und ein Kuß, wobei sie beide Arme fest um seinen Nacken schlang, als wolle sie sagen: „Versuche es nur, mich von dir zu trennen!“

„Nun ja, meine Lieben“, nahm Rippell sehr weich, doch sehr freundlich wieder das Wort, „ich thue diesmal meine Pflicht mit schwerem Herzen, und glaube, wir werden einer ernsten sorgenvollen Zeit entgegengehen. Was könnte ich da Besseres zu meinem Trost und zu meiner Stärkung thun, als mich mit Denen umgeben, die ich liebe? Ihr begleitet mich Beide. — Allein wir müssen bald aufbrechen.“

„Mitten in unserer schönen Weinlese?“ fragte Agathe.

„Wir werden wol Anderen die Vollendung der Arbeit überlassen müssen“, entgegnete der Rath und warf einen Blick über sein freundliches Besitzthum und über die ganze Landschaft, die er von dem Punkte, wo er eben stand, übersehen konnte. „Welch ein Segen, welch eine Freude überall“, rief er aus. „Es lebt und webt ja in allen Bergen drüben, bis Neuenheim hinunter! Wir sind so glücklich, so friedlich hier im Lande! Möge uns dieser Friede bewahrt bleiben!“

„O lieber Vater“, bat Agathe, die den wehmüthigen Blick wahrnahm, mit dem er das reizende Neckarthal, das sich vor ihnen ausbreitete, überschaute, „erzähle uns wenn du kannst, was ist beschlossen, und wie ist es hergegangen in der Fürstenversammlung?“

„Du weißt“, antwortete Rippell, „ich rede nie von

Amts- und Geschäftssachen, auch wenn sie kein Geheimniß sind. Das sind aber freilich keine Amtssachen mehr, vollends keine Geheimnisse! Es müssen nun Herzenssachen für ganz Deutschland sein, und binnen wenig Tagen wird es Keinen geben, der nicht davon weiß. In dieser Stunde schon reiten die Boten mit der Kundschaft durch alle Welt! Ja, davon darf ich euch erzählen! Wir wollen uns dort oben unter den Nußbaum setzen, da trifft uns die milde Sonne so wohlthuend, und wir überschauen die ganze Landschaft. Werde ich sie doch vielleicht lange, lange nicht mehr sehen?" sprach er halb seufzend und betonte das Wort lange mit ganz eigenem Nachdruck.

— Er sah sie nie wieder! — — Schweigend gingen sie die wenigen Schritte hinauf, Rippell mit ernsten Gedanken auf der gefurchten Stirn. — Auf die Rasenbank unter dem Nußbaum setzten sie sich.

„Unser gnädiger Kurfürst hatte, wie es in der Einladung hieß, die Fürsten der protestantischen Union nach Rothenburg ob der Tauber geladen, um mit ihnen zu berathen, ob er die böhmische Krone annehmen dürfe und solle oder nicht. Seit die Wahl in Prag öffentlich und feierlich geschehen war, hat alle Welt darüber gesprochen, ob es räthlich sei, daß unser gnädigster Herr den Schritt thue, oder lasse. Seitdem habe ich denn auch meine Meinung nicht mehr zurückgehalten, und wie ich darüber denke weiß Jedermann, und habe ich's schon hier offen herausgesagt."

„Ja das hast du redlich gethan", rief Agathe mit dem Ausdruck des Stolzes auf die unerschütterliche Rechtlichkeit ihres Vaters; „und hast wol Manchen damit wider dich erzürnt!"

„Um Zorn und Haß der Leute kann ich mich nicht

kümmern; ich muß meine Pflicht thun, und meinen Rath nach wahrhafter Ueberzeugung aussprechen", erwiderte Rippell. „Daß ich also den Herrn mit schweren Sorgen nach Rothenburg begleitete", fuhr er fort „könnt ihr denken! Allein mir wurde das Herz leichter, als die Berathungen und Verhandlungen dort begannen. Denn ich fand viele der fürstlichen Herren und ihre Räthe oder sonstigen Begleiter ganz meiner Ansicht. Da waren der Herzog von Würtemberg, mit ihm der Graf Eberhard, und der würdige Dietrich von Hohenheim, den er in seinem Gefolge hatte; ferner von den verbündeten Fürsten der Herzog von Kulmbach, der Landgraf von Hessen, der hatte seinen gelehrten Rath Christoph Buchner bei sich, — sie Alle hoben die großen Bedenken und schweren Folgen hervor, die der Schritt haben könne. Oft schien der Kurfürst auch ganz davon überzeugt. Dann aber hörte er auch Andere. Der Herzog von Ansbach, der Markgraf von Baden riethen zur Annahme; auch Fürst Christian von Anhalt ...."

„Wie", unterbrach Agathe ihren Vater „der Fürst hatte ja, als er im vorigen Monat hier war, große Bedenken dagegen?"

„Er hat seinen Sinn geändert; hat ihn Camerarius überzeugt, oder hat Scultetus ihm so eifrig gepredigt und ins Gewissen geredet wie unserm Herrn Kurfürsten — genug er ist jetzt ganz für die Sache. Vielleicht auch daß der junge Fürst ihm die Lage der Dinge in Böhmen anders geschildert hat; denn auch dieser ist voll Eifer für die Böhmen aus Prag zurückgekehrt. Er hat das Feuer der Jugend und einen edlen ritterlichen Sinn; der treibt ihn in den Kampf. Was kann die Jugend sich Rühmlicheres und Größeres denken, als das Schwert zu ziehen für die

Wahrheit! Sie weiß noch nicht, daß das Schwert am wenigsten taugt, ihr Bahn zu brechen!"

„So scheint es doch", sagte Agathe, „als ob die Mehrzahl der Fürsten sich für die Annahme der Krone entschieden habe?"

„Nein, o nein; nur die, die ich dir genannt. Viele der angesehensten und mächtigsten Herren in Deutschland sind dagegen. Ich will nicht vom Herzog Maximilian von Baiern reden, dessen Freundschaft zum Kaiser ihn natürlich zum Gegner der Sache macht; selbst nicht vom Kurfürsten von Sachsen, denn er ist, wiewol lutherisch, doch von jeher mehr auf Seiten des Hauses Oesterreich gewesen. Allein das ganze kurfürstliche Collegium hat ein Gesammtschreiben der Abmahnung*), und daß ich's nur gerade heraus sage, der Warnung an unsern kurfürstlichen Herrn erlassen. Sie werden es zu ihrer Rechtfertigung vor Kaiser und Reich veröffentlichen lassen, es ist also auch hierbei nichts Geheimes mehr. Ich war zugegen als Se. Gnaden der Kurfürst die Zuschrift empfing; ich sah, daß er erbleichte, indem er sie las. Als ich ihn nun so in Unruhe und Sorgen erblickte, ging mir's an die Seele, und ich fragte — denn wir waren ganz allein im Arbeitszimmer —: «Gewiß haben Ew. kurfürstlichen Gnaden sehr traurige Botschaft empfangen!» «Da leset selbst, lieber Rippell», sagte der Herr mit gütigem Ton und gab mir das Schreiben. Ich las, und im Lesen zitterte ich selbst; das Schreiben war allerdings gewichtigen Inhalts.

„«Nun?» fragte der Herr, «was sagt Ihr? Doch ich weiß ja Eure Meinung Rippell», setzte er hinzu, «aber

---

*) Historisch.

nun ist doch nichts mehr zu ändern!» — Da faßte ich mir ein Herz und sprach so eindringlich ich nur vermochte: «Möchte mein gnädigster Herr Kurfürst doch dieses Schreiben beherzigen. Es dünkt mich nur allzu wahrhaften Inhaltes!»

„Der Kurfürst ging schweigend auf und nieder. Ich konnte nicht schweigen. «Erwägen Ew. Gnaden», hub ich nochmals mit bittendem Ton an, «ob die Verantwortung nicht allzugroß ist, die Sie auf Dero fürstliches Haupt laden!» Der Kurfürst sah mich lange schweigend an und fragte dann, indem er mit dem Finger auf eine Stelle zeigte: «Ihr meint diese Worte da, nicht wahr?»

„Ich wollte eben Ja sagen, als der Kammerdiener eintrat und den Rath Camerarius anmeldete. Der Kurfürst befahl, daß er eintreten solle, und hieß den Kammerdiener auch bleiben. Dann sagte er zu mir: «Nun leset einmal vor, ich will nichts heimlich dabei wissen.» Ich las die Stelle, sie lautete*): «Mögen Ew. Liebden wohl bedenken, welch eine große Unruhe im Reiche, allgemeiner Krieg und Blutvergießen daraus entstehen würde, von dessen Urhebern die Historien so lange die Welt steht zu reden haben würden!»"

„So haben die Kurfürsten an unsern gnädigsten Herrn geschrieben", unterbrach Agathe, und Staunen malte sich in ihren jugendlichen Zügen und ängstliche Besorgniß in denen Margarethens.

„So haben sie Wort für Wort geschrieben", antwortete Rippell mit feierlich schmerzlichem Ausdruck, „und nie, so lange ich lebe, werde ich diese schwer gewichtigen Worte vergessen; nicht um die Schätze der ganzen Welt möchte ich,

*) Historisch.

daß eine solche Warnung unbeachtet auf meiner Verantwortung lastete!"

„Und was sagte unser gnädigster Herr darauf?" fragte Agathe.

„Wir standen alle tief schweigend. Der Herr drückte sorgenvoll, ich möchte sagen angstvoll, beide Hände an die Stirn und rief aus: «O wer gibt mir hier den richtigen Rath! Ich verfehle mich gegen mein Gewissen, wenn ich ausschlage! Und wenn ich annehme, soll alle Verantwortung und alles Blut über mich kommen!»"

„Ach daß er doch ausschlagen möchte .... der gute, gnadenreiche Herr, und sich nicht solche Last auf sein Haupt wälzen", rief Agathe.

„Er hat angenommen", war Rippell's Antwort.

„Aber wie war es möglich, nach solcher Abmahnung, von allen Kurfürsten —"

„Ja, wie war es möglich!" seufzte Rippell. „Frage Camerarius, der da meint, die Ehre des kurfürstlichen Hauses fordre es, daß solch ein Erbieten zu Macht und Ruhm nicht ausgeschlagen werde! — Frage den Hofprediger der da sagt: Wenn Krieg und Blutvergießen entsteht, so ist König Ferdinand der Urheber, der mit Gewalt eine Krone, die er durch Eidbruch verloren hat, und die durch freies Wahlrecht auf ein anderes Haupt übertragen wird, auf seinem Haupt festhalten will! Der da fragt: Wird kein Kampf und Krieg stattfinden, wenn unser Herr die Krone ausschlägt? Werden etwa die Böhmen nicht für sich selbst kämpfen, oder unter einem andern Herrn und König? Der da weiter unserm Herrn ins Gewissen redet und ihn fragt: Ob er Gottes sichtliche Fügung nicht achten wolle, die ihm eine Krone zuwende, gleichsam aufdringe, nach der

er nie getrachtet? Gottes Fügung, die ihn berufe, der Schirm und Schutz des reinen Glaubens zu sein? Ob unser Herr jemals werde ruhig sein Haupt aufs Kissen legen können, wenn die Papisten mit Feuer und Schwert in Böhmen vordrängen, die Rechtgläubigen niedermetzelten, ihre Wohnstätten in Asche legten — alles Elend über Diejenigen hereinbreche, denen er Schutz und Schirm zu sein abgelehnt habe?"

„Ach Vater, Vater haltet ein!" bat Agathe und brach in Thränen aus; Margarethe weinte mit ihr. Der Rath blickte düster zur Erde.

„Das Alles ist in jener Stunde, und später noch vielfach und laut gesagt und verhandelt worden — ein Jeder hat seine Meinung mit Eifer verfochten, es kamen noch Schreiben und Rathschläge von außen her, — die Kunde davon wird durch die Welt fliegen wie ein Lauffeuer!"

Plötzlich tönte ein Schuß in der Nähe der Sprechenden. Mehrere andere folgten nach.

Die Mädchen schreckten zusammen; doch nur einen Augenblick. Denn es waren Freudenschüsse der Winzer im Berge nebenan. Ein lautes Jubeln folgte den Schüssen und man sah eine prächtige Krone von Weinlaub und Trauben, mit flatternden Bändern geschmückt, die auf einer Stange hoch emporgetragen wurde. Die Lese im Nachbarberg war beendet, und die Winzer begannen den Festzug, indem sie nach vollbrachter Arbeit von dem Berge heimziehen wollten.

So war die bunte Freude die nächste Nachbarin der schweren Sorge!

Schwermüthig ließ der Rath seine Blicke über das Thal hinschweifen, wo rings dieselbe Freude herrschte oder sich vorbereitete. „Du glückliches Land!" —

„Ihr wißt nun Alles, Kinder“, hub er nach einigen Augenblicken, während denen man nur die Freudenlaute aus der Ferne hörte, mit einem gewonnenen Entschlusse an. „Am Geschehenen ist nichts zu ändern. Die böhmischen Abgesandten sind schon mit der Botschaft nach Prag geeilt; der Herr wird ihnen alsbald nachfolgen. Morgen in der Frühe trifft Se. Gnaden hier ein, um die nothwendigsten Regierungsgeschäfte zu ordnen. Uebermorgen schon brechen wir auf, nach Amberg und von dort nach Waldsassen an der böhmischen Grenze, wo die Edlen des Landes den neuen Herrscher begrüßen werden. Beten wir, daß die neue Krone ihm und seinem neuen Lande Segen bringe! Meine, unserer aller Pflicht ist es jetzt, ihm auf der neuen Bahn in alter Treue zu dienen, mit ihm zu wagen und zu tragen was der Herr schickt. Morgen mögt ihr dann beschicken, was zur Auswanderung nothwendig ist. Heut wollen wir uns noch der alten Heimat freuen. Ist ja doch Freude ringsum, so sei sie auch in unserm Hause!“

Mit diesen Worten der Ermuthigung reichte der Redliche den Seinigen die biedre Hand, und sie standen auf, um zurückzugehen in das Haus.

Eine Abendwolke, die bis jetzt vor der schon fast auf den Horizont hinabgesunkenen Sonne gestanden hatte, theilte sich leise zerfließend; das röthliche Licht brach wie ein goldener Rauch hindurch. In wenig Augenblicken war das ganze Thal von der duftigen Glut überhaucht; Rebenhügel und Wald, Häuser und Thürme schimmerten im Purpurglanz, der durch die Thalöffnung vom Rhein her auf lichten Aetherwellen einströmte. Der Fluß spiegelte den Abendglanz zurück, seine rauschenden Wellen krönten sich mit rosigem Schimmer, und wanden sich dann als blitzendes Goldband weithin durch die Fluren. Der ganze Abendhimmel löste

sich in reines Blau und Golddust auf. Das Gewölk verflüchtigte sich in leichte Windstreifen nach oben.

Die dunkle Mauer der Bergzüge jenseit des Rhein schloß mit ihrer langen Kette von Kuppeln und Spitzen den Horizont ab. Bis zu ihren Füßen hin glänzten die Ebenen im Abendschimmer, aus dem die Thurmspitzen der Dörfer und Städte, schattig, dunkel emporragten. Am fernsten Ende der Landschaft erhob, weit überhinschauend, der ehrwürdige Dom zu Speier seine Doppelthürme, gleichsam ein Wächter, hingestellt, die Erde in seine himmlische Obhut zu nehmen. —

Die überdrängende Schönheit, der Frieden in der Landschaft füllten die Brust mit Andacht, Da tönten aus dem Thal herauf von den Thürmen der Stadt laut die Abendglocken. Der Anhauch allgegenwärtiger Gnade Gottes und seines waltenden Schutzes schwebte in den feierlichen Tönen empor, berührte das Herz und durchdrang es noch tiefer mit frommer Erhebung, mit hingegebenem Vertrauen.

Unwillkürlich hemmten die Hinabwandelnden ihren Schritt. Agathe sank an das Herz des Vaters, Margarethe blickte dahin auf, wo ihre Aeltern weilten. Alle empfanden in dem tiefen Gottesfrieden, der auf der schönen Erde ruhte, das Unterpfand: wie auch Verwirrung und Zwiespalt das irdische Dasein zerrütten möge, die himmlische Versöhnung ist jedem fromm vertrauenden Herzen gewiß. Und so waren sie glaubens= und hoffnungsgetrost!

Sechzehntes Capitel.

Die ganze Stadt Heidelberg war in feierlicher Bewegung; die Glocken läuteten von allen Thürmen; die Menge drängte sich zu der Hauptkirche, wo der Kurfürst, bevor er Heidelberg verließ, noch einmal seine Andacht verrichten und die göttliche Einsegnung empfangen sollte für das glanz- und verhängnißvolle Unternehmen, dem er heut von seiner getreuen Stadt aus entgegenzog.

Alles, was zum kurfürstlichen Hofstaate gehörte, hatte sich auf dem Schloß versammelt. Von dort herab sollte der Zug zur Kirche gehen.

Der Kurfürst befand sich noch in seinem Gemach; er war ganz allein und ging mit schwer bewegter Seele auf und nieder. Wie er sich selbst zu überreden trachtete, der Schritt, den er jetzt thue, sei ein unabänderlich nothwendiger, geboten durch die Ehre seines Hauses, und noch höher durch seine kirchlichen Pflichten: eine innere Stimme sagte ihm dennoch, daß weltliche Verlockungen, daß Trachten nach irdischer Größe ihn dazu reizten. Daß er nicht, wovon er sich so gern überreden mochte, eine Pflicht erfülle, sondern einer Begier folge! Die unerbittliche sagte ihm, daß der Glanz der Königskrone ihn blende, die Glorie weltlicher Macht ihn stärker locke als der Heiligenschein eines Vorkämpfers der Kirche! Und doch vermochte er nicht den Sieg über sich selbst zu erringen, und das Banner der Wahrheit in seinem eigenen Innern aufzupflanzen. Aber den unentrinnbaren Folgen solcher Zustände entging auch er nicht. Er war nicht freudig, nicht zuversichtlich, nicht fromm entschlossen,

sondern unruhig, hastig gestachelt! Mit Ungeduld erwartete er die Stunde zum Aufbruch nach der Kirche. Es war noch eine kurze Zeit bis dahin, doch die Minuten hatten für ihn einen bleiernen Gang. Endlich war der Augenblick da. Er ging hinüber zur Kurfürstin, um diese zum Kirchgang abzuholen.

„Guten Morgen, mein theurer Friedrich!“ rief ihm Elisabeth entgegen, als er in die geöffnete Thür des Cabinets trat, wo sie sich ganz allein befand. Sie eilte auf ihn zu und reichte ihm die rosigen Lippen mit so lächelnder Grazie dar, daß er ganz bezaubert von ihrer Lieblichkeit war. Nie hatte sie ihn herzlicher geküßt als in diesem Augenblick. Dem heitern Sonnenlicht ihrer Erscheinung gegenüber schwanden die finstren Wolken seines innern Unmuths.

„Ich komme dir doch nicht zu früh?“ fragte er; „ich war ungeduldig, Liebe, dich zu begrüßen!“

„Das freut mich von ganzem Herzen“, entgegnete sie mit frohem Ausdruck der Züge. „Allein auch ich sehnte mich nach deinem Anblick, denn ich sehe dich ja in einem neuen Glanze.“

„Nicht zu voreilig, Theuerste“, fiel er ihr ins Wort. „Die Zukunft steht in Gottes Hand!“

„O, was der Himmel so sichtbar fügt, wird er auch ganz vollführen, mein theurer Friedrich!“ antwortete sie lebhaft. „Was sollte uns nun noch im Wege stehen? Wir waren es ja nur selbst, die bisher die Hindernisse bereiteten!“

„So wichtiger Schritt durfte nicht übereilt gethan werden, meine Theuerste; gebe nur Gott, daß wir ihn nie bereuen!“

„Was das anlangt, so verbürge ich mich für mein Theil dafür“, antwortete die Kurfürstin mit einigem Stolz. „Ja, Friedrich, ich lege hohen Werth auf diese Wendung

unseres Geschicks! Sehr hohen! Ich möchte lieber künftig an deiner königlichen Tafel trocknes Brot essen, als an deiner kurfürstlichen schwelgen!"*)

Ein flammender Blick des Stolzes leuchtete dabei aus ihren schönen Augen. Sie erhob das Haupt mit angebornem Adel, und richtete sich würdevoll empor. Nie war sie schöner gewesen! —

Der Kurfürst, der seine Gemahlin anbetete, war ganz hingerissen von ihrem Anblick, ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit zärtlichen Küssen und betheuerte: „Ja, Elisabeth, jetzt fühle ich's, wir gehen einem großen Ziel entgegen; ich erfülle einen hohen Beruf. Oft zweifle ich an mir selbst, allein dein Anblick gibt mir wieder Muth und volle Zuversicht!"

Der Kammerjunker, Graf Erbach der Jüngere, trat ein mit der Meldung, daß die gesammten Theilnehmer am festlichen Zuge im Rittersaal versammelt seien.

„Ist die Frau Kurfürstin Juliane schon benachrichtigt?" fragte der Kurfürst.

„O, vergib, mein Lieber", fiel die Kurfürstin ein, „in der Freude, dich zu begrüßen, vergaß ich dir zu sagen, daß deine theure Mutter sich unpäßlich befindet. Sie schickte vor einer halben Stunde zu mir herunter und ließ mir anzeigen, daß sie dem Zuge nicht beiwohnen könne!"

„Und mir hat Niemand eine Meldung von der Unpäßlichkeit Ihrer Hoheit gemacht?" fragte der Kurfürst und sah den Grafen Erbach mit zürnender Verwunderung an.

„Ew. kurfürstliche Gnaden verzeihen, aber mir wird das betrübende Ereigniß erst diesen Augenblick bekannt!" sprach der Graf.

---

*) Historisch.

„Durch wen hast du die Meldung empfangen, Liebe?“ fragte der Kurfürst offenbar sehr bestürzt über das Ereigniß.

„Die Mutter sandte ihre Ehrendame, das Fräulein ... wie ist doch ihr Name, — o die schweren deutschen Namen ....“

„Das Fräulein von Gemmingen?“ fiel der Kurfürst fragend ein.

„Ja ganz recht“, erwiderte die Kurfürstin; „ich habe auch sogleich die Gräfin Lady Inglefield zu ihr gesandt, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen.“

„Und was fehlt meiner Mutter?“

„Es ist nur ihr gewöhnlicher Anfall von Migräne!“ sagte die Kurfürstin Elisabeth leicht.

Der Kurfürst empfand nur zu klar, daß die Krankheit seiner Mutter eine vorgegebene sei. Die Nachricht traf ihn so unvermuthet, daß er einen Augenblick nicht wußte, was er thun solle. Ob, wie es ihm sonst seine kindliche Neigung geboten hätte, selbst ihr zu gehen, oder ob hinaufschicken, oder ob in diesem Moment nicht lieber überhaupt keine Kenntniß davon nehmen.

Die Kurfürstin sah seine Unentschlossenheit, und in der Besorgniß, es könne ein störender Einfluß auf die feierliche Handlung eintreten, die eben beginnen sollte, sprach sie drängend, aber leise zu ihm, indem sie auf das Vorzimmer deutete, wo bereits die Hoffräulein, die Kammerherren und Pagen, die dem kurfürstlichen Paar theils vortreten, theils es geleiten sollten, versammelt waren.

„O Lieber, du siehst Alles wartet schon auf uns. Es möchte einen üblen Eindruck hervorbringen, wenn wir eine Stockung in das Fest brächten; ich gebe dir die Versicherung, daß das Unwohlsein deiner Mutter nicht die geringste Bedenklichkeit hat! Gib mir deinen Arm!“

Und mit diesen Worten nahm die reizende, schmeichelnde Gattin den Arm ihres Gemahls in einer Weise, die ihn fast zwang, sie zu geleiten. So traten sie in das Vorgemach. Der Kurfürst war so verwirrt, daß er kaum wahrnahm was vorging; doch die Kurfürstin glich Alles durch ihre gewandte Leutseligkeit aus. Sie grüßte ringsher, sprach bald englisch, bald französisch, je nachdem sie von ihren Umgebungen in diesen Sprachen verstanden wurde, und mischte auch einige deutsche Worte ein, was immer einen sehr günstigen Eindruck hervorbrachte. So wurde die Unsicherheit und zerstreute Haltung des Kurfürsten nicht bemerkt, und der Zug ordnete sich. Graf Erbach eröffnete ihn; ihm folgten sechs Pagen, dann das kurfürstliche Paar. Durch eine Reihe von Zimmern, in welchen die Dienerschaft sich in den Staatslivreen befand, erreichten sie den Rittersaal, wo die gesammten Hofstaaten versammelt waren. Indem das hohe Paar eintrat, erschallte von einem draußen auf dem Schloßhofe zu Pferd aufgestellten Chor von Kunsttrompetern und Heerpaukern eine schmetternde Fanfare, worin sich ein „Vivat Fridericus, vivat Elisabetha!“ der sich im Saale Versammelten mischte.

Aller Augen glänzten in Freude, Aller Herzen waren gehoben durch stolze Hoffnungen; das Ceremoniel war kein festes Band mehr die Ordnung zu erhalten, von eifrigem liebenden Gedränge wurde das Herrscherpaar rings umgeben. — Der Kurfürst fand seine Fassung und Stimmung wieder, da er sah, daß das Fehlen seiner Mutter in dem allgemeinen Freudenrausch gar nicht wahrgenommen wurde. Der freudige Muth kehrte in seine Seele zurück. In edler ritterlicher Haltung schritt er bald in dem Zuge dahin, welcher jetzt unter dem feierlichen Geläut aller Glocken in der Stadt drunten, und von den Thürmen des Schlosses über

den Häuptern der Wandelnden begann. Eine glänzende Herbstsonne erhöhte die Pracht und Festlichkeit des Schauspiels. Um es so reich zu entfalten als möglich, nahm der Zug seinen Weg nicht durch die engen Fußwege mit Treppenstufen, welche gerad hinunter durch die schmalen Gassen zum Markte führen, sondern er ging über den Schloßhof, die Brücke am südlichen Theil und die breite, für Wagen und Roß geeignete Bergstraße hinab, um dann über den großen Platz vor der Universität durch das Mittelthor in die Hauptstraße einzubiegen, und sich so der Kirche zuzubewegen. Die Kunsttrompeter und Heerpauker, alle in reichen goldgestickten Uniformen, die Pferde mit stolzen Federbüschen geschmückt, eröffneten den Zug. Dann folgte eine Abtheilung der kurfürstlichen Leibwache, in blanken Harnischen, geführt von dem Hauptmann derselben, Konrad von Wonßheimb. Hinter dieser mehrere Hofkutschen, in denen die höheren Hofcavaliere und Damen saßen, und dann in einem mit acht prächtigen Schimmeln bespannten offenen Wagen, dem zwei Stallmeister voranritten und acht Cavaliere zu Pferde auf beiden Seiten das Geleit gaben, der Kurfürst und seine Gemahlin. Sämmtliche andere Hofcavaliere, die Kammerjunker, Edelknaben, die kurfürstlichen Räthe, folgten zu Fuß. Eine Abtheilung Hartschiere in rothen mit Gold reich gestickten Mänteln, silbernen Harnischen, lange Hellebarden tragend, beschloß den Zug. Eine unabsehbare Volksmenge begleitete ihn jubelnd, auf dem ganzen Wege in die Stadt hinab, bis zur Kirche. — Die Damen des Hofes sowie die angesehensten Frauen der Bürgerschaft saßen schon daselbst auf ihren Plätzen; Alle, die zum Hofstaat gehörten, der Kanzel gegenüber. Die, welche auf dem Schloß gewesen, waren in Sänften den Fußweg hinab dorthin getragen worden.

Scultetus, an der Spitze der Geistlichkeit, stand am Eingangsthor, begrüßte das kurfürstliche Paar und sprach mit feierlichem Wort, die Hände segnend erhoben, zum Kurfürsten: „Erfülle sich an meinem allergnädigsten Herrn wie es heißt im fünften Buch Mose, allda im dreißigsten Capitel, im neunten Verse:

„«Der Herr dein Gott wird dir Glück geben in allen Werken deiner Hände!» und ferner im sechzehnten: «Der Herr dein Gott segne dich in dem Lande da du einziehest, dasselbe einzunehmen!»"

Und zur Kurfürstin gewandt sprach er: „«Der Herr beschütze Euch wie einen Augapfel im Auge, und beschirme Euch unter dem Schatten seiner Flügel.» — Also beten wir nach dem siebzehnten Psalm, für Euch, gnädigste Fürstin des Landes." —

Der Kurfürst und die Kurfürstin beugten bei den Worten des Geistlichen fromm das Haupt und schritten in demüthiger Haltung vorwärts in die Kirche.

Tausende hatten sich zu der kirchlichen Feier versammelt. Aller Herzen erhoben sich im brünstigen Gebet zu Gott; viele schlugen in freudiger Hoffnung, viele aber auch waren mit banger Sorge erfüllt. So einfach und ohne allen äußeren Schmuck der Gottesdienst, dem strengen Gesetz der Calvinisten entsprechend, auch eingerichtet war, so waren doch die Klänge der Orgel noch nicht daraus verbannt, wie in dem unter Calvin's nächstem Einfluß geordneten Gottesdienst in den Kirchen der Schweiz. Der Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott", den die Gemeinde ebenfalls, trotz ihres Abweichens von der Lehre Luther's, doch als einen christlichen Hochgesang voll echtester Glaubenskraft und Zuversicht aufgenommen hatte, machte den Beginn der Feier.

Dann hielt Scultetus die Predigt, deren Text er aus dem Buche Josua im ersten Capitel gewählt hatte*): „Mache dich nun auf, und ziehe über diesen Jordan in das Land, das ich den Kindern Israel gegeben habe. Alle Städte, darauf eure Fußsohlen treten, habe ich euch gegeben! — Es soll dir Niemand widerstehen dein Lebelang. Wie ich mit Mose gewesen, also will ich auch mit dir sein. Ich will dich nicht verlassen, noch von dir weichen! — Sei nur getrost und sehr freudig, daß du haltest und thust alle Dinge nach dem Gesetz, das dir Moses mein Knecht gegeben hat. Weiche nicht davon, weder zur Rechten noch zur Linken, auf daß du weislich handeln mögest in Allem was du thun sollst. — Und laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen; sondern betrachte es Tag und Nacht, auf daß du haltest und thust allerdinge nach Dem, was darin geschrieben steht. Alsdann wird dir's gelingen, in Allem was du thust, und wirst weislich handeln können!"

Nach diesen biblischen Worten, die der Redner mit feierlicher Stimme verlas, begann er seine Predigt. Wie er es schon von jeher dem Kurfürsten allein gegenüber gethan, so stellte er auch jetzt vor allem Volk das Unternehmen desselben als ein von Gott selbst sichtbarlich gebotenes dar, das zur Verherrlichung des Höchsten gereichen sollte, durch die Festigung und Verbreitung der gereinigten Lehre, und den Schutz, den er dieser von nun an gegen alle Bedrängnisse von außen, die sie bisher erfahren, darbieten solle. Mit jedem Wort entzündete sich sein Eifer zu höher schlagenden Flammen. „Nicht nur ein erlaubtes, ein gerechtes Unternehmen ist es, das du beginnst, gesegneter Fürst", rief er aus; „es ist

*) Historisch.

eine heilige Pflicht, die du erfüllest, eine Pflicht des Gehorsams gegen des Herrn sichtliches Gebot. Der Himmel hat unseren theuern Kurfürsten in seiner reinen frommen Gesinnung zu seinem Werkzeuge erwählt, und er darf nicht zaudern sich dem Willen des Herrn zu unterwerfen. Wie Abraham dem Geheiß Gottes Folge geleistet, da er das Schmerzlichste von ihm gefordert: so muß auch der Fürst, den der Wille Gottes und das Vertrauen der Völker und Fürsten schon als den obersten Schirmherrn der protestantischen Verbindung hingestellt hat, auch jetzo ohne Zagen dem Rufe folgen, der an ihn ergangen ist, durch die leuchtendste Fügung des Allmächtigen. Selbst in Zeichen, die der blöde irdische Verstand zufällige nennt, verkündet sich der Wille des Herrn, Allen ersichtlich! Der sechsundzwanzigste Tag des August ist, wie ihr alle wisset, derjenige, der unserm theuern Kurfürsten das Leben gab.*) Und an diesem nämlichen Tage gab das böhmische Volk, ohne daß Jemand dort dessen gedacht, vielleicht nicht Einer davon gewußt, unserm Herrscher die Krone!**) So ist er wahrlich eigen geboren zu diesem hohen, königlichen Beruf! Kein sterblicher Mensch hat, als der Fürst vor dreiundzwanzig Jahren an diesem Tage das Licht der Welt erblickte, vorausgeschaut, wozu er im Rath der göttlichen Weisheit berufen sei! Aber das Auge des Herrn hat es gesehen, es hat über ihm gewacht, ihn geleitet, daß er den Tag dieser fernen Zukunft, den Tag seiner Verherrlichung erreiche! Und ob auch schwere Opfer gefordert werden, ob dräuende Gefahren die Bahn umschweben: wandle sie getrost, denn der Herr hat dich dazu berufen und geweihet!" —

---

*) Historisch.

**) Historisch.

„Und", schloß er die eiferglühende Rede, wiederum an die Worte der Schrift anknüpfend, „wie der Herr zu Josua gesprochen, also redet er auch zu dir: «Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seiest! Laß dir nicht grauen und entsetze dich nicht! Denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in Allem, was du thun wirst!»"

Wie Scultetus von jeher sein priesterliches Uebergewicht bei dem Kurfürsten geltend zu machen verstanden hatte, so war es auch jetzt geschehen. Der Strom seiner Rede hatte den jugendlichen Fürsten ganz fortgerissen; der fanatische Schwung versetzte ihn in eine schwindelnde Betäubung. Seine in ruhigeren Augenblicken immer wieder erwachende Bedenken waren in dieser Aufregung völlig verschwunden. Ein gleicher Aufschwung verwirrter Begeisterung riß auch die Versammlung hin. Nur daß die Heiligkeit des Ortes den Ausbruch der Gefühle zurückhielt. Als aber das fürstliche Paar wieder aus der Kirche trat, brauste der Jubelsturm in vollen Wogen auf. Kaum konnte der Kurfürst den Wagen wieder besteigen, kaum den Weg zum Schloß wieder zurücklegen: so umdrängte ihn das jauchzende Volk. Wer will ihn verurtheilen, daß er, in solchen Strom gerissen, der fortwirbelnden Gewalt desselben folgte? Daß er sich zu den größten Lebenszielen geweiht sah? Der Ruf: „Siehe, ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seiest!" tönte immer neu mit mächtigem Klange in seiner Seele wider. So wollte er denn sein gleich ihm ein würdiger Streiter Gottes, und laut rief es in ihm: „Ich lasse mich nicht grauen noch entsetzen. Denn der Herr, mein Gott, ist mit mir und Dem was ich thun werde!"

So erreichte er das Schloß wieder.

Um zwölf Uhr Mittags war das Abschiedsbanket veranstaltet. Der ganze Hof und die höchsten Staatsdiener,

die Feldobersten, die Stadtältesten von Heidelberg waren dazu geladen. Mancher Trunk wurde dem neuen Glück und Glanz, das dem alten Fürstenhause winkte, dargebracht! Der junge Fürst glühte in Freude und Leutseligkeit; die Kurfürstin war das Bild des Liebreizes, der anmuthvollsten Huld. Es schien, daß mit dem erhöhten Glanze ihrer Krone ihr Sinn um so milder, herablassender wurde. In dem Rausche der Freude vergaß es der Kurfürst, was ihm anfangs doch wie ein dunkler Schatten in das Licht dieses Tages gefallen war, daß ein Platz an seiner Seite nicht so besetzt war, wie er sein sollte. Seine Mutter fehlte bei der Tafel! Und er übersah es, daß ein ernster Gast am Tische saß, der Rath — Leander Rippell.

Der Kurfürst hatte die Kurfürstin Luise Juliane gleich nach der Kirche besuchen wollen; doch da er bei seiner Anfrage den Bescheid erhielt, die Kranke schlummere eben ein wenig, hatte er es unterlassen müssen.

Das Banket war zu Ende. Der Aufbruch sollte noch an diesem Tage geschehen. Der helle Mondenschein mußte benutzt werden, um die Reise die Nacht hindurch fortzusetzen bis zum folgenden Abend, wo das erste Nachtlager in Mergentheim festgesetzt war. Nach zwei Punkten waren Pferde vorausgeschickt, um bei den schweren Wegen und schwerfälligen Wagen diese Stadt am nächsten Abend erreichen zu können.

Vom Banketsaale begab sich der Kurfürst in sein Gemach, um sich sofort zur Reise umzukleiden. Die Wagen standen schon angespannt im Schloßhofe. In der nächsten Viertelstunde sollte er sein schönes Heidelberg mit dem alterthümlichen Schloß, von dem jedes Fenster auf gesegnete Fluren herabschaute, verlassen! Er sollte diesen stolzen ritter-

ichen und doch so anmuthigen Wohnsitz seiner Väter mit
inem noch stolzern, mit dem königlichen Prag vertauschen!
Er fragte sich: „Wann wirst du es wiedersehen?“ Hätte
r sich sagen können, wie er es wiedersehen würde!

Mit innerer Unruhe und äußerer Hast wechselte er die
Kleider. Als es geschehen war und der Kämmerer mit dem
über den Arm geschlagenen Reisemantel vor ihm stand, ver-
iel der Kurfürst in ein tiefes Nachsinnen. „Laß mich
llein“, sagte er zu dem Diener; „geh' hinüber zur Frau
Kurfürstin und melde ihr, ich würde in wenigen Minuten
bei ihr sein!“

Der Kammerdiener ging.

Das Gemach, in dem der Kurfürst sich befand, lag in
inem der Eckthürme des Schlosses, in demjenigen zunächst der
Stadt, der fast unmittelbar auf diese niederschaute. Friedrich
rat in das tief in die Mauer einspringende Fenster und
lickte hinaus. Im milden Nachmittagssonnenlicht lag das
Bild der Landschaft vor ihm. Er hatte es so oft gesehen;
nie hatte es ihn so warm wieder angeschaut. Ihm war es,
als solle er von einem alten Freunde, von einem lieben
Jugendgespielen Abschied nehmen. Mit verschränkten Armen
tand er am Fenster. Die Berge waren so sonnig ange-
trahlt! Drüben jenseit des Neckar, am Fuße des Heiligen-
berges regte sich noch das fröhliche Leben der Weinlese. Der
Geisberg zu seiner Linken, die Waldhöhen des Jettenbühels,
worauf die Trümmer des alten, verlassenen Schlosses
zwischen düstren Fichten hervorragten, tauchten sich in dunkle
Schatten; doch ein goldiges Licht spielte um die Ränder
der Höhen und blitzte durch das gelichtete, bunte Herbstlaub
des Waldes, das die Gipfel krönte. Die Stadt war still
geworden; er konnte fast in jede Gasse hinabblicken; das
festliche Leben des Vormittags war vorüber, die meisten

Bewohner waren hinausgegangen in die Weinberge, dem letzten frohen Geschäft des Jahres obzuliegen. Doch diese Lust verklang dem Ohre zu fern, um die Stille, die über dem Landschaftsbilde gelagert war, zu unterbrechen. Das jugendliche, an Liebe und Wohlwollen reiche Herz des Fürsten war wehmuthsvoll bewegt. Er sagte innerlich ein tiefes, leises Lebewohl Allem, was seine Jugend hier erfreut hatte. Eine Thräne sogar trat in das Auge, das sonst so frisch, fast zu leicht in die Welt blickte. Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter, betroffen sah er sich um.

„Friedrich", sagte eine sanfte Stimme.

„Mutter!" rief der Kurfürst überrascht. „Du hier! Ich wollte dich besuchen — und nun Abschied nehmen", sprach er schnell hintereinander, sehr bewegt.

„Abschied nehmen! Ja, dazu bin ich zu dir gekommen, mein lieber Sohn", antwortete die Kurfürstin mit weichem Tone.

„Du — du bist von deinem Krankenlager aufgestanden — beste Mutter ...."

„O, mein Sohn! Meine Krankheit ist nicht eine, die durch Arznei geheilt wird, noch findet sie Linderung auf meinem Lager", entgegnete die Kurfürstin. „Mein Herz ist krank von Sorge und Befürchtung!"

„Meine Mutter!" unterbrach sie der Kurfürst mit bittendem Tone.

„Sei ruhig", erwiderte sie, „ich komme nicht mehr, dich zu warnen, dir abzurathen. Was ich dir sagen konnte, habe ich dir gesagt; es wäre jetzt doch Alles zu spät! — Allein ich konnte nicht an euren Festlichkeiten, nicht an euren Freuden theilnehmen! Darum blieb ich in meinem einsamen Gemach — aber mein Sohn, ich habe für dich

gebetet, glaube mir, so heiß und andächtig, als wäre ich mit in der Kirche gewesen!"

Und überwältigt von ihrem ahnungserfüllten Herzen sank die hohe Frau an die Brust des Sohnes und er an die ihre, und sie umschloß ihn mit aller Innigkeit mütterlicher Liebe.

„Sohn! Sohn! Du trägst die Pfalz nach Böhmen!"*) rief sie weinend.

Der Kurfürst erwiderte nichts, schloß aber seine Mutter mit noch innigerer Umarmung ans Herz. Dann entwand er sich ihr; nur ihre Blicke sagten sich noch ein stummes Lebewohl. Raschen Schrittes ging Friedrich der Thür zu, nach den Zimmern seiner Gemahlin.

Wenige Minuten später wurde Luise Juliane wieder durch das Rollen der Wagen im Schloßhofe aus dem tiefen betäubenden Schmerze, in welchem sie auf einen Sessel am Fenster hingesunken war, geweckt. Bald sah sie den Reisezug sich zur Stadt hinabbewegen; sie verfolgte ihn unablässig mit den Augen, und als er ihr in den Gassen einige Zeit verschwand, harrte sie am Fenster, bis er wieder in der langen Hauptstraße sichtbar wurde, sich dann dem Neckar zuwandte, über die Brücke rollte und sich jenseit das Thal hinab gegen Neuenheim bewegte. Ihr Blick haftete an der langen Reihe der Wagen, bis der letzte in der Biegung der Landstraße um den Abhang des Berges verschwand.

Friedrich wußte nicht, daß das Mutterauge ihn so treu begleitete. Aber seine Seele war so bei ihr wie die ihrige bei ihm; selbst das freudebeseelte, dankbar schmeichelnde Lä-

*) Historisch.

cheln der holden Gemahlin, die an seiner Seite saß, glitt ab an dem Herzen des Sohnes, das den Schmerz der Mutter theilte.

Und längst schon hätte ihr getreues Auge ihn nicht mehr zu erreichen vermocht, als noch der Klang ihrer prophetischen Worte ihm folgte und mit dunkler Ahnung in seinem Herzen widerhallte:

„Du trägst die Pfalz nach Böhmen!“


LIBRARY
MAR 22 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Einkehr und Umkehr.

Roman
von
Julius Hammer.

Zwei Theile. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Julius Hammer hat sich durch seine Dichtungen, besonders durch die ber in **siebenter Auflage** erschienene Sammlung „Schau um dich und Schau in d einen Namen von so gutem Klang gemacht, daß er auch bei seinem ersten treten als Romanschriftsteller auf freundlichen Empfang und lebhafte T nahme rechnen durfte. Die Geschichte des Romans ist dem realen Leben der Ge wart entnommen, zu dem sie das Beste, den idealen Gehalt, in harmoni Gleichgewicht zu setzen bemüht ist. Sie dürfte manchem Leser und mancher Le nützliche Winke auf der Bahn des Lebens geben, die, wenn sie auch keine u wöhnliche ist, doch die Nothwendigkeit eines innern festen Maßes dem Wandel nicht erspart, aber auch die in der Widmung ausgesprochene tröstliche Wah bekräftigt: „Es kehrt sich leicht Alles zum Guten, was man unternimmt, n man nur Gott vertraut und etwas praktischen Sinn dazu mitbringt."

Von dem Verfasser erschienen in demselben Verlage:

Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Siebe Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr

Zu allen guten Stunden. Dichtungen. Zweite Aufl Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Fester Grund. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geh. 24 Geb. 1 Thlr.

Hammer's Dichtungen: „Schau um dich und Schau in dich", sind vollem Recht Leopold Schefer's „Laienbrevier" und Rückert's „Weisheit des B manen" an die Seite gestellt worden, und haben sich auch rasch so zahl Freunde im deutschen Publikum erworben, daß davon bereits eine **sieb Auflage** nöthig geworden ist.

Gleichfalls freundliche Theilnahme fanden seine nächsten Dichtungen: allen guten Stunden", poetische Productionen ähnlicher Geistes- und müthsrichtung, wie sie den Stimmungen entsprechen, die durch den Charakte verschiedenen Monate und Jahreszeiten im Menschen angeregt werden. liegen ebenfalls bereits in einer **zweiten Auflage** vor, welche mehrfach verä ist.

Die neueste Gedichtsammlung Julius Hammer's: „Fester Grund", den vielen Freunden der frühern gewiß ebenso willkommen sein, da sie sich an eng anschließt und namentlich als ein **zweiter Theil** zu „Schau um dich Schau in dich" bezeichnet werden kann. „Fester Grund" heißen die Dichtungen und ihn sollen sie gewinnen helfen durch Selbsterkenntniß und Erkenntniß der stufenweisen Entwickelung des Ewigen und Höchsten im Men in die Vergangenheit zurückschauend und an die Gegenwart sich wendend sie beitragen zur Festigung und Kräftigung, zur Versöhnung und Läut Erhebung und Erbauung, zur wahren Frömmigkeit und Humanität.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

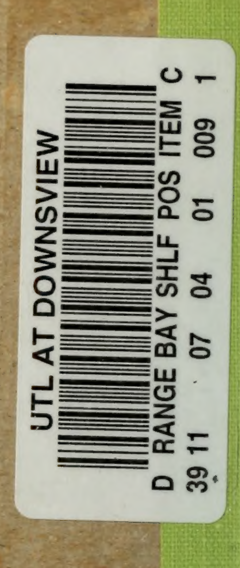
1.5

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2453
R6D7
Bd.3
Abt.1

Rellstab, Ludwig
Drei Jahre von
Dreissigen


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 07 04 01 009 1